Zu der

auf den 25. und 26. März angesetzten

öffentlichen

Prüfung sämmtlicher Classen

des

Gymnasiums zu Eutin

ladet ergebenst ein

Dr. Ch. Pansch,

Director.

Eutin 1874.

Buchdruckerei von G. Struve.

In seiner 'Römischen Elegie' [1]) sucht Gruppe den Nachweis zu führen, daß uns in den Nemesiselegien des Tibull, d. h. den Elegien des zweiten Buchs unserer Sammlung mit Ausnahme der zweiten, ein unvollendetes Werk des Dichters vorliege. Er stützt sich dabei ganz besonders auf eine Elegie, die fünfte des genannten Buchs. Aus ihr leitet er seine Hypothese ab, ihr vorzugsweise entnimmt er seine Argumente. Die übrigen Elegien haben für ihn nur eine secundäre Bedeutung; sie dienen ihm mehr dazu, die bereits bewiesene Hypothese nachträglich zu bestätigen, als sie ihrerseits selbständig zu beweisen. In welchem Grade die fünfte Elegie vor den andern bevorzugt ist, sieht man schon daraus, daß ihre Besprechung allein dreimal so viel Seiten in Anspruch nimmt, wie die aller übrigen zusammengenommen.

Da so die genannte Elegie als die eigentliche Stütze jener Hypothese erscheint, so darf mit Recht angenommen werden, daß Gruppe, wenn er allgemein 'die Nemesiselegien' für unvollendet erklärt, vorzugsweise die fünfte Elegie im Auge gehabt hat. Und das berechtigt uns wieder zu der Folgerung, daß das Urtheil Gruppes über die Nemesiselegien, aus welchem seine Hypothese erwachsen ist, vorzugsweise aus der fünften Elegie abstrahirt sein wird. Dies findet man übrigens, wenn man vergleicht, was Gruppe im Einzelnen über die Elegie sagt, auch bestätigt. Sein Urtheil aber ist folgendes (p. 76): Es finden sich 'entschiedene Fehler und Nachlässigkeiten' in dem Buch Nemesis, 'Dinge, wie sie kein Dichter macht und machen darf. Auch abgesehen von mancherlei . . Störungen, bleiben im Einzelnen noch immer Stellen genug, welche nicht ganz den Begriff von tibullischer Kunst ausfüllen. . . Theils wird hie und da der Fluß der Poesie zu schwach und dünn, theils scheinen die Uebergänge nicht in Ordnung, theils aber auch stoßen wir auf Fügungen, die wir keinem Dichter, geschweige denn Tibull, beimessen möchten, ja nicht einmal einem verständigen Menschen'! Die Elegie ist deshalb nach Gruppes Vermuthung ein bloßes Concept, ein erster dichterischer Entwurf, dem die zweite, überarbeitende Hand fehle (p. 82 ff.).

Mit diesem höchst ungünstigen Urtheil contrastirt wunderbar, daß vor Gruppe niemand ernstlich an der Elegie Anstoß genommen hat. Es sind freilich einzelne Bedenken erhoben, aber diese betreffen nie die ganze Elegie, sondern immer nur eine, höchstens zwei Stellen derselben und sind schon deshalb hinsichtlich ihrer Bedeutung mit der Gruppeschen Hypothese nicht entfernt zu vergleichen.

Das erste Beispiel eines Zweifels an der Integrität der Elegie findet sich in den Handschriften. Nach dem Zeugniß des Perreius hatte, wie Lachmann bemerkt, ein alter Codex zwischen v. 38 u. 39 eine Lücke. Diese Lücke ist nicht etwa daraus zu erklären, daß in

[1]) Lpz. 1838 I p. 76—101.

dem Archetypus, aus welchem jener Codex stammte, vor v. 39 etwas ausgefallen war, sondern sie ist höchst wahrscheinlich das bloße Resultat kritischer Reflexion: wie auch nach Lachmanns Angabe einige Italiener zu v. 39 bemerkten: eadem elegia, sed fragmentum. Ganz ebenso zu beurtheilen ist es, wenn die Mehrzahl der erhaltenen Handschriften — und unter ihnen alle, die der Kritik des Tibull zu Grunde zu legen sind — mit v. 39 eine neue Elegie beginnen Auch dies ist unzweifelhaft nichts als eine Hypothese, die wie jene Annahme einer Lücke aus der Beobachtung stammt, daß zwischen v. 38 u. 39 kein Gedankenzusammenhang besteht.

Ein anderes Beispiel subjectiver Kritik finden wir bei Scaliger. Derselbe nimmt zwei Umstellungen vor: nach v. 42 setzt er v. 61. 62 ein und nach v. 112 zwei Disticha (v. 15—18) aus der sechsten Elegie. Diese Neuerungen aber sind, besonders wenn man die entstellenden Umgestaltungen vergleicht, die sich andere Elegien von ihm haben gefallen lassen müssen, so bescheiden und haben so wenig Bedeutung für das Gedicht als Ganzes, daß von ernsteren Bedenken Scaligers hinsichtlich der fünften Elegie nicht die Rede sein kann. Ebenso unbedeutend ist der Anstoß, den Heyne an der Elegie nimmt. Er vermißt zwischen v. 66 u. 67 den Zusammenhang und vermuthet deshalb, daß hier etwas ausgefallen sei. Endlich ist von Mitscherlich[1]) ein Distichon (v. 31. 32) für unecht erklärt worden.

Dies sind, soviel ich weiß, die einzigen Fälle, wo die fünfte Elegie vor Gruppe zu Zweifeln Anlaß gegeben hat. Und wie harmloser Art sind diese Zweifel im Vergleich zu denen Gruppes!

Diesen Character der Unverdächtigkeit hat nun aber die Elegie seit Gruppe mehr und mehr eingebüßt. Zunächst ist der Verdacht der Unfertigkeit bis jetzt an ihr haften geblieben. Mag man auch hie und da von der Gruppeschen Hypothese zurückgekommen sein, so hält dagegen z. B. Teuffel[2]) noch an derselben fest. Zu dieser Hypothese sind dann aber noch zwei andere hinzugekommen. Bubendey[3]) hält v. 21—38 für interpolirt und Korn[4]) glaubt die beiden ersten Drittel der Elegie (v. 1—80) und das letzte Drittel (v. 81—122) von einander trennen zu müssen als zwei Fragmente verschiedener Elegien. Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß nach Bubendeys Angabe (p. 29) der kürzlich verstorbene M. Haupt in seinen Vorlesungen den Ausfall eines Distichons vor v. 39 angenommen hat, wobei er sich vermuthlich auf das Zeugniß des oben erwähnten 'alten Codex' gestützt haben wird, der an eben dieser Stelle eine Lücke hatte. In Haupts Ausgabe übrigens ist keine Lücke bezeichnet.

Wir sehen also die fünfte Elegie, wie so manche andere Elegie des Tibull, mit einer Anzahl der verschiedensten Hypothesen belastet. Wie viele und welche von diesen Hypothesen nun aber das Richtige treffen, ist zweifelhaft. Keine — die Scaligersche und Heynesche ausgenommen — ist bis jetzt veraltet, wie freilich Korn (p. 504) von der Gruppeschen annimmt,

---

[1]) tent. crit. 1800. p. 9 f.
[2]) Uebers. d. Tib. Stuttg. 1853. p. 34. Gesch. d. röm. Lit. Lpz. 1869 p. 444.
[3]) quaest. Tib. Bonn. 1864 p. 28—32.
[4]) Rhein. Mus. XIX (1864) p. 501—4.

keine bis jetzt widerlegt. Andrerseits hat aber auch keine allgemeinen Beifall gefunden. Ein feststehendes Resultat also hat die bisherige Tibullkritik in Betreff der fünften Elegie noch nicht erzielt, und was man demnach von dieser zu halten hat, ist durchaus räthselhaft. [1])

Nach meiner Ueberzeugung treffen alle bisherigen Hypothesen nicht das Richtige. Freilich ist die Elegie nichts weniger als unverfänglich, und keine der Hypothesen ist ohne Grund aufgestellt. Dem ungünstigen Urtheil, welches Bubendey über die von ihm ausgeschiedenen Verse fällt, kann man in jedem Punkte beistimmen; man muß es Korn zugeben, daß das letzte Drittel der Elegie mit den beiden ersten nicht im Einklang steht; es fehlt ferner zwischen v. 38 und 39 aller und jeder Zusammenhang, und endlich ist die Elegie von dem Zustand der Vollendung sehr weit entfernt. Allein trotzdem ist sie weder unfertig noch lückenhaft, sie enthält weder Interpolationen, noch besteht sie aus Fragmenten verschiedener Elegien — sie ist unecht.

Anerkanntermaßen sind auch viele andere Gedichte unsrer unter dem Namen des Tibull überlieferten Sammlung von Tibull selbst nicht geschrieben. So ist das ganze dritte Buch unecht, ebenso der Panegyricus auf Messalla und von den übrigen Gedichten des vierten Buchs wenigstens ein Theil. Es könnte scheinen, als ob wir berechtigt wären, uns darauf zu berufen; als wenn dadurch der Art und Weise, wie wir die Frage zu erledigen suchen, ihr gewaltsamer Character genommen würde. Allein dem ist nicht so. Unsere Elegie ist von denen, die bisher schon für unecht gelten, in einem ganz wesentlichen Puncte verschieden. Diese nämlich prätendiren gar nicht, von Tibull geschrieben zu sein. Im Gegentheil sind im dritten Buch und in den kleinen Gedichten des vierten Buchs ausdrücklich andere Namen genannt, dort Lygdamus, hier Sulpicia. Im Panegyricus nennt sich freilich der Dichter nicht, aber es findet sich andrerseits auch keine Andeutung, aus der mit Bestimmtheit hervorginge, daß Tibull der Verfasser sein muß. Im Gegensatz zu diesen Gedichten macht nun aber unsere Elegie in unzweideutigen Worten auf die Autorschaft des Tibull Anspruch. V. 111 nämlich ist die Geliebte des Dichters mit dem Namen genannt, den Tibulls zweite Geliebte in dessen Gedichten führt; der Verfasser der fünften Elegie will danach offenbar für Tibull selbst gehalten sein.

Wir können uns daher auf die bereits für unecht geltenden Gedichte nicht stützen, und es wird also das Gewaltsame unserer Hypothese von dieser Seite her nicht gemildert. Das Fehlen aber einer solchen doch nur äußerlichen Stütze wird reichlich dadurch ersetzt, daß bis jetzt schon eine Menge von Zweifeln an der fünften Elegie, Zweifel der verschiedensten Art

---

[1]) Bezeichnend hierfür ist das schwankende Urtheil Bernhardys (Grundr. d. röm. Lit. 4te Aufl. 1865), der im Text (p. 580) erklärt, dem Tibull sei ein Thema wie II 5 mißlungen; in der Anmerkung (p. 582) dagegen sagt: 'Beim mühsamsten seiner Gedichte II 5 muß nicht nur . . manche schwache Malerei, sondern auch die Parenthese v. 23—38 stören, welche man für eine Dittographie halten darf oder (mit Gruppe p. 82 ff.) für einen Entwurf des Dichters, der sein Thema verschieden wendet und bearbeitet; dieses Gedicht stammt aber wol aus seinem Nachlaß, das heißt, es war von ihm in kürzerer Fassung an das Haus Messallas übergeben, weiterhin zur Revision wieder in die Hand genommen, aber nicht vollendet worden'.

vorliegen. Schon das bloße Vorhandensein derselben giebt die Gewähr, daß unsere Hypothese nicht ganz unbegründet sein wird.

Die zahlreichen Auffälligkeiten nun in unserem Gedicht, die uns bestimmen, dasselbe dem Tibull abzusprechen, lassen sich am einfachsten in zwei Gruppen scheiden. Theils sind es Fehler, Unklarheiten u. s. w., die das Gedicht im Ganzen, in der Composition zeigt; theils sind es Unzuträglichkeiten und Eigenthümlichkeiten im Einzelnen. Indem wir nun hienach auch unsere Beweisführung theilen — denn jene Auffälligkeiten sind es, die uns als Beweismaterial dienen — werden wir also zunächst von der Composition des Gedichts in einer eingehenden Kritik darzuthun suchen, daß sie von Anfang bis zu Ende an den schwersten Fehlern leidet und zwingend auf einen andern Verfasser als Tibull hinweist.

Das Gedicht feiert die Aufnahme des jungen Messalinus in das Priestercollegium der XV viri sacris faciundis, denen bekanntlich außer andern Amtspflichten die Bewahrung und Interpretation der sibyllinischen Bücher oblag. Es ist gesprochen zu denken im Tempel des palatinischen Apollo und — längere Unterbrechungen freilich und einzelne Apostrophen abgerechnet — an diesen gerichtet.

Den Inhalt kurz und verständlich und zugleich ganz treu wiederzugeben, ist bei der Menge von Unklarheiten, an denen das Gedicht leidet, unmöglich. Entweder würden wir uns in so allgemeinen Ausdrücken bewegen müssen, daß die Inhaltsangabe zwecklos wäre, oder wir müßten uns sklavisch an den Dichter anschließen und Alles in derselben Weise wiedergeben, wie er es giebt, also gewissermaßen eine Uebersetzung liefern. Zu einer so ausführlichen Reproduction des Inhalts aber werden wir bei der Untersuchung des Einzelnen noch Anlaß genug haben.

Die ersten 18 Verse bilden die Einleitung. In dem ersten Theil derselben (v. 1—10):

Phoebe, fave: novus ingreditur tua templa sacerdos:
Huc age cum cithara carminibusque veni.
Nunc te vocales inpellere pollice chordas,
Nunc precor ad laudes flectere verba tua.
Ipse triumphali devinctus tempora lauro,
Dum cumulant aras, ad tua sacra veni.
Sed nitidus pulcherque veni: nunc indue vestem
Sepositam, longas nunc bene pecte comas,
Qualem te memorant Saturno rege fugato
Victori laudes concinuisse Jovi.

wird Apollo angerufen, zum Eintritt des neuen Priesters in den Tempel seinen Segen zu geben (v. 1) und — zu kommen. Wir können uns, wenn wir die in diesem Abschnitt enthaltenen Gedanken zu einer Einheit zusammenfassen wollen, nur so allgemein ausdrücken. Denn was von Apollo gefordert wird, ist heterogener Art und stimmt schlecht zu einander. v. 6 wird er aufgefordert, zu dem auf den Altären für ihn aufgehäuften Opfer zu kommen. Hienach erscheint er, wie nach v. 1, als der Gott, dessen Gunst für den neuen Priester erfleht wird. Eine

ganz andere Rolle nun aber spielt Apollo in den übrigen Versen. Ihnen zufolge ist er nichts weiter als der poeta laureatus des Messalinschen Hauses. Die Hauptperson ist hier nicht, wie dort, Apollo, sondern Messalinus, dem Apollo alle nur erdenklichen Ehren erweisen soll. Ihm zu Ehren soll er sich festlich schmücken (v. 7. 8); weil Messalinus der Sohn des Triumphators Messalla war, soll der Lorbeerkranz, der gewöhnliche Schmuck des Apollo, jetzt die Bedeutung eines Triumphlorbeers haben (v. 5); ihm endlich soll er ein Loblied singen (v. 2—4), wie er es einst dem siegreichen Juppiter gesungen habe (v. 9. 10) [1]). In diesem Abschnitt der Einleitung sind also zwei disparate Gedankengruppen mit einander vereinigt und zwar in ganz confuser Weise durch einander gemischt.

---

[1]) Die Voraussetzung, daß Tibull der Verfasser unserer Elegie sei, hat innerhalb dieses Abschnitts zu vielen gezwungenen und falschen Erklärungen Veranlassung gegeben. Wie bisher Niemand — was bei jenem Standpunkt allerdings sehr erklärlich ist — daran gedacht hat, es könnte in v. 4 ein Loblied für den Messalinus gefordert sein, ebenso hat man, um Tibull vor Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten zu schützen, auch bei v. 5 u. v. 9. 10 zu Künsteleien seine Zuflucht genommen. So sagt J. H. Voß: die Vergleichung des Messalinus mit Juppiter (v. 9. 10) 'wäre viel zu erhabn für den noch ruhmlosen Jüngling. Sie sowohl, als die Triumflorbeeren, beziehen sich auf Apollo's Liebling . . . Augustus'. Diese Beziehung wird mit Recht von Dissen und Lachmann (allg. Lit. Zeitung. Juni 1836 p. 261) geleugnet, denn von Augustus ist in unserm Gedicht mit keinem Wort die Rede. Weit natürlicher freilich, aber auch nicht ganz natürlich, ist die von Lachmann statuirte Beziehung. Nachdem er sich gegen die Dissensche Erklärung des Wortes triumphali ausgesprochen, fährt er fort: 'Richtiger dürfte man den Ausdruck bloß auf den Vater Messalla beziehen, zumal wenn er etwa erst vor noch nicht zwei oder drei Jahren triumphiret hatte: dem Vater zu Ehren sollte der Gott bei der Feier mit Gesang [wie stimmt dazu Lachmanns Conjectur mea v. 4?] und mit dem Lorbeer des Triumphs erscheinen. Darauf führt der Zusatz: wie geschmückt du den Sieg deines Vaters über Saturn priesest'. Auch zu dieser Erklärung sind wir schwerlich berechtigt. Ebensowenig wie Augustus ist Messalla hier genannt, und mit keinem Wort ist angedeutet, daß die Ehrenbezeigungen direct für den Messalla, daß sie überhaupt für jemand anders als Messalinus gefordert werden. Das einzig Natürliche ist, triumphali wie v. 9. 10 mit Dissen auf Messalinus selbst zu beziehen. Was zunächst das Wort triumphali betrifft, so nimmt Dissen eine doppelte Beziehung an: einmal solle der Gott mit dem Triumphlorbeer in Messalinus den Sohn des Triumphators Messalla ehren, sodann aber auch und besonders solle er damit dem Messalinus die Ehre eines künftigen Triumphs in Aussicht stellen. Die erstere Beziehung scheint mir unzweifelhaft. Die letztere kann fraglich sein. Möglich ist sie, wie wir weiter unten sehen werden, jedenfalls; denn daß eine gleichzeitige Beziehung nach zwei verschiedenen Seiten hin unkünstlerisch ist, kann bei unserm Dichter nicht in Betracht kommen. Korn (p. 502) verwirft die zweite von Dissen angenommene Beziehung. Er bezieht triumphali wunderlicherweise auf v. 9. 10. Damit ist nichts erklärt. Denn wenn er sagt, Apollo solle sich deshalb mit dem Triumphlorbeer bekränzen, weil er in dem Schmuck erscheinen solle, in welchem er einst das Lob des Juppiter gesungen habe, so fragen wir weiter: warum soll er denn grade in diesem Schmuck, also lorbeerbekränzt, erscheinen? Korn erklärt also nicht die Beziehung von triumphali, sondern statuirt nur in v. 5 u. v. 9. 10 dieselbe Beziehung. Auch in v. 9. 10, schließt Dissen aus triumphali, werde auf zukünftige

Bei der diametralen Verschiedenheit der beiden Gruppen ist es selbstverständlich, daß nicht beide zugleich der Situation, die das Gedicht voraussetzt, entsprechen können. Offenbar ist denn auch die Aufforderung, daß Apollo seinem Priester die ausgesuchtesten Ehren erweisen soll, hier nicht am Platze. Apollo hätte aufgefordert werden können, in festlichem Schmuck zur Feier des Festes zu kommen, denn auch die Götterbilder waren bei festlichen Gelegenheiten geschmückt; man könnte allenfalls auch noch das hingehen lassen, daß Apollo aus Rücksicht auf die vornehme Abstammung des Messalinus seinem Lorbeerkranz die Bedeutung eines Triumphlorbeers geben soll: daß er aber dem Messalinus ein Loblied singen soll und ihn ehren wie den höchsten Gott, das steht mit dem Verhältniß, in welches Messalinus zum Apollo zu treten im Begriff ist, in crassem Widerspruch; und deshalb hätte dieser Gedanke aus unserer Elegie fortbleiben müssen.

Daß Apollo dem Messalinus ein Loblied singen soll, sagt freilich unsern Handschriften und Ausgaben zufolge der Dichter nicht. Es ist aber kein Zweifel, daß das der Sinn von v. 4 sein muß. Die handschriftliche Ueberlieferung dieses Verses schwankt: während derselbe in AC diese Fassung hat:

Nunc precor ad laudes flectere verba meas,

findet sich in B für meas die Lesart tuas. Beide Lesarten geben keinen richtigen Sinn; ja — was bei der Annahme, daß der Verfasser unserer Elegie nicht Tibull ist, schon genügen würde — nicht einmal einen erträglichen Sinn. Beides sind offenbar interpolirte Lesarten, bloße Conjecturen, durch welche die ursprüngliche Lesart verdrängt worden ist.

Ebenso wenig sind nun aber auch die bisherigen Emendationsvorschläge annehmbar. Die in früherer Zeit gemachten ad laetos . . modos (Heyne), ad laudes . . modis (J. H. Voß), ad laudis . . modos (Huschke nach werthlosen Handschriften) bedürfen keiner besondern Widerlegung mehr. Was übrigens an ihnen auszusetzen ist, findet man bei Huschke und Dissen zusammengestellt. Eine eingehende Besprechung aber erfordert die Lachmannsche Conjectur mea, die von allen neueren Herausgebern in den Text gesetzt ist und als die jetzt herrschende Vulgata angesehn werden kann. Auch sie trifft schwerlich das Rechte. Zunächst bringt sie v. 4 in Widerspruch mit zwei andern Stellen unseres Abschnitts, mit v. 2 und v. 9. 10. V. 2 wird Phöbus aufgefordert, mit Leier und mit Liedern zu kommen. Das heißt doch offenbar, er soll kommen, um zu singen und zu spielen. Es ist also Phöbus, der singen und spielen soll. Dasselbe ergeben v. 9. 10. Apollo soll erscheinen in dem Schmuck, in welchem er einst, nach der Entthronung des Saturn, das Lob des siegreichen Juppiter gesungen habe. Der Ausdruck laudes concinuisse hat nur dann eine Beziehung zur Situation, wenn Apollo auch um zu singen zum Feste kommen soll; im andern Fall sind diese Worte ganz bedeutungslos.

Siege des Messalinus hingedeutet. Wir können auch hier die Möglichkeit zugeben. Allein als Hauptbeziehung müssen wir jedenfalls eine Beziehung auf die gegenwärtige Situation statuiren. Eine solche aber ist nur dann vorhanden, wenn v. 9. 10 die Bedeutung haben: 'erweise dem Messalinus dieselbe Ehre, die du einst dem höchsten Gott bei der allerfeierlichsten Gelegenheit erwiesen hast, d. h. die allerhöchste Ehre'.

Also auch hienach ist Apollo als der singende zu denken. Dem Lachmannschen mea zufolge würde nun aber der Dichter der singende sein, und Apollo würde nur gebeten, den Worten des Dichters ihre Richtung zu geben, sie zum Loblied werden zu lassen. Daß Apollo als der singende zu denken ist, würde, wenn nicht die beiden genannten Stellen deutlich darauf hinwiesen, schon daraus folgen, daß Apollo v. 3 gebeten wird, die Saiten zu schlagen. Denn den Dichter das Loblied singen und Apollo dazu spielen zu lassen, ist abgeschmackt. Dissen freilich weiß von unserm Distichon eine Erklärung zu geben, nach welcher aus der Conjectur mea ein solches Duett gar nicht folgen würde. Der Dichter wolle, um ein seiner Muse bis dahin ungewohntes Loblied singen zu können, in eine höhere, schwungvollere Stimmung versetzt werden, und das werde geschehen, sobald der Gott auf seiner Leier, die jedoch nur dem Dichter hörbar sei, großartige Weisen angestimmt habe. Nur bei einer so gekünstelten Erklärung läßt sich mea halten, aber eine solche Erklärung widerlegt sich selbst.

Was in unserm Pentameter gestanden hat, läßt sich fast mit Gewißheit ermitteln, wenn wir das Verhältniß von v. 3 zu v. 2 zusammenhalten mit der formalen Uebereinstimmung zwischen v. 3 u. 4. Zwischen diesen beiden Versen nämlich herrscht der vollständigste Parallelismus: beide beginnen anaphorisch mit nunc; beide, abhängig von precor, sind ganz gleich construirt; in beiden wird Apollo gebeten, etwas zu thun. Nun enthält v. 3 die Fortsetzung, die weitere Ausführung der einen Hälfte des zweigliedrigen Ausdrucks cum cithara carminibusque veni: was kann hienach v. 4 anders enthalten haben, als die Ausführung der andern Hälfte? Mit andern Worten: wenn v. 2 Apollo aufgefordert wird, mit Leier und mit Liedern zu kommen, v. 3 aber, die Saiten zu schlagen: wozu anders kann er v. 4 aufgefordert sein, als ein Loblied anzustimmen? Diesen Gedanken erhalten wir, wenn wir für das handschriftliche meas, resp. tuas — tua setzen. Alle Schwierigkeiten und Widersprüche werden durch diese Aenderung beseitigt. An tua schließt sich auch das ipse des folgenden Verses passend an. Mit devinctus verbunden setzt es den Apollo selbst in Gegensatz zu dessen Worten: 'wende zum Lobe deine Worte. Selbst mit dem Triumphlorbeer umkränzt komme zu deinem Opfer'.

Wie man dazu kam, diese so unverfängliche Lesart für unrichtig zu halten und eine andere an ihre Stelle zu setzen, ist leicht zu erklären. Ein Abschreiber brauchte nur die poetische Phrase ad laudes flectere verba tua als solche zu verkennen, und eine Aenderung von tua etwa in ein meas mußte geboten erscheinen. Denn in Wirklichkeit ist es ja nicht Apollo, sondern der Dichter, der das Loblied singt. Aus meas machte dann etwa ein anderer, noch gedankenloserer Abschreiber, der ad laudes meas mißverständlich als 'zu meinem Lobe' faßte, das bei seiner Voraussetzung nothwendige tuas.

Aber — um endlich von dieser Abschweifung auf den rechten Weg wieder zurückzukehren — nicht bloß insofern sie die Composition dieses Abschnitts verwirrt, nicht bloß insofern sie der Situation widerspricht, auch an sich, hinsichtlich der Persönlichkeit des Messalinus, ist die Aufforderung zu einem Loblied tadelnswerth. Messalinus war ein junger Mann, der mit seinem Eintritt in das Quindecimvirat seine öffentliche Laufbahn wahrscheinlich erst begann, und der auf keinen andern Ruhm Anspruch machen konnte als auf den, der Sohn eines

berühmten Vaters zu sein. Hätte Messalinus auch nur irgend welche persönliche Verdienste aufzuweisen gehabt, so würde unser Dichter, der sich die größte Mühe giebt, ihn zu verherrlichen, sie gewiß nicht verschwiegen haben. Er nennt aber nicht ein einziges. Im Gegentheil erscheint in unserm Gedicht Messalinus als ein Jüngling, dessen Verdienste alle noch in der Zukunft liegen. Dem nun soll Apollo ein Loblied singen, dem soll er die denkbar höchste Ehre erweisen, dieselbe Ehre, die er einst dem siegreichen Juppiter erwiesen habe! Und das offenbar lediglich aus dem Grunde, weil Messalinus der Sohn des Messalla war! Ob hier die Lobhudelei ärger ist oder die Geschmacklosigkeit, die in der Gleichstellung des Messalinus mit Juppiter liegt, kann zweifelhaft sein. Jedenfalls ist es unbegreiflich, wie man diese Worte hat lesen können, ohne an der Autorschaft des Tibull irre zu werden.

Der zweite Theil der Einleitung (v. 11—18) ist, von Einzelnem abgesehen, tadellos, sowohl hinsichtlich seiner Composition wie seiner Beziehung zur Situation. In den drei ersten Distichen wird ausgeführt, daß Apollo der Gott aller Weissagung und speciell der Leiter der sibyllinischen Weissagung sei; im vierten Distichon folgt dann, auf jenen Gedanken sich stützend, die Bitte, Apollo möge den Messalinus zur Befragung der sibyllinischen Bücher zulassen und selbst ihn lehren, was die Sibylle verkünde.

Das dritte Distichon v. 15. 16:

Te duce Romanos numquam frustrata Sibylla,
Abdita quae senis fata canit pedibus.

wird verschieden gefaßt. Nach unsrer Ansicht ist es so zu construiren, wie es in den älteren Ausgaben allgemein construirt wird, daß wir nämlich mit Ergänzung von est — nur darf est nicht hinzugesetzt werden — die Worte des Hexameters als Hauptsatz, die des Pentameters als Relativsatz fassen: 'unter deiner Leitung hat nie die Römer getäuscht die Sibylle, die in Hexametern verborgene Schicksale weissagt'. Aller Nachdruck liegt auf te duce, so daß der Sinn ist: 'du bist der Leiter der sibyllinischen Weissagung'. So setzt das Distichon den in den vorhergehenden Versen behandelten Gedanken fort. Und so schließt sich dann auch das folgende Distichon passend an 'weil du der Gott aller Weissagung bist, so bitte ich dich, dem Messalinus das Verständniß der sibyllinischen Bücher zu erschließen'.

In der neueren Zeit, seit Lachmann, ist eine andere Fassung unseres Distichons üblich geworden. Der fehlenden Copula wegen vereinigt nämlich Lachmann die Worte des Distichons zu einem Satz, in welchem Sibylla Subject und canit Prädicat ist, so daß die Worte des Hexameters te duce Romanos numquam frustrata als adjectivische Bestimmung dienen zu Sibylla: 'die Sibylle, die unter deiner Leitung nie die Römer getäuscht hat, welche verborgenen Schicksale verkündet sie!' Diese Construction ist unzweifelhaft falsch. Denn der so entstehende Gedanke steht weder mit dem Gedanken der beiden vorhergehenden Disticha 'du bist der Gott aller Weissagung' in Zusammenhang, noch mit den Worten des Schlußdistichons 'Phöbus, laß den Messalinus die heiligen Bücher berühren und lehre selbst ihn, was die Sibylle verkündet'. Wenn v. 17. 18 nur gesagt wäre 'lehre den Messalinus, was die Sibylle weissagt', und v. 16 statt quae abdita fata etwa quam abdita fata, so würde ein logisches Verhältniß zwischen v. 16 und dem Folgenden vorhanden sein. Der Dichter würde dann seine Bitte, dem Messa-

linus das Verständniß der sibyllinischen Bücher zu eröffnen, motiviren mit der Dunkelheit der sibyllinischen Sprüche. So aber, wie die Worte vorliegen, ist ein Zusammenhang nicht erkennbar. Außerdem aber bleibt bei der Lachmannschen Fassung unsrer Stelle der Gedanke 'du bist der Gott aller Weissagung' ohne Abschluß. Denn v. 17. 18, in denen nach unsrer Fassung jener Gedanke seinen Abschluß findet, dienen so dazu, den in v. 16 ausgesprochenen Gedanken abzuschließen. Zugleich mit dem Abschluß wird jenem Gedanken aber auch seine Beziehung genommen. Denn der Gedanke 'du bist der Gott aller Weissagung' gewinnt erst und gewinnt nur eine Beziehung durch die Bitte, den Messalinus zu den sibyllinischen Büchern zuzulassen rc.; ohne diesen Schlußgedanken schwebt er völlig in der Luft.

Eine Mittelstellung zwischen der Lachmannschen und unsrer Fassung nimmt die von Luc. Müller ein. Derselbe zerlegt das Distichon in zwei selbständige Gedanken. 'Unter deiner Leitung hat die Sibylle nie die Römer getäuscht; welche verborgenen Schicksale weissagt sie!' Gegen diese Erklärung des Distichons ist ganz dasselbe zu sagen, was wir gegen Lachmann bemerkt haben. Nur in einem Punct ist das dort Gesagte zu modificiren. So wie Lachmann die Worte faßt, besteht kein Zusammenhang zwischen dem ganzen Distichon und den vier vorhergehenden Versen; bei der Müllerschen Construction fehlt der Zusammenhang zwischen den beiden Gedanken des Distichons selbst.

Wir kommen jetzt zu dem medium carmen (v. 19—112), wie es Dissen nennt. Dasselbe zerfällt in zwei Haupttheile. Dissen macht den Einschnitt nach v. 66. Richtiger aber ist es, den zweiten Theil erst mit v. 81 beginnen zu lassen und v. 67—80 noch mit zum ersten Theil zu ziehen, so daß dann dieser selbst wieder in zwei Abschnitte zerfällt (v. 19—66. v. 67—80).

Hinsichtlich der Composition leidet dieser Passus und besonders der erste Theil desselben (v. 19—80), an den gröbsten Fehlern, und diese Fehler sind es vorzugsweise, auf welche Gruppe seine Hypothese stützt.

Was zunächst den ersten Theil betrifft, so können wir den Inhalt wieder nur ganz allgemein angeben. Er handelt von sibyllinischen Sprüchen, im ersten Abschnitt von günstigen, im zweiten von ungünstigen.

Wie ungeschickt und wahrhaft schülerhaft die Composition des ersten Abschnitts (v. 19—66) ist, können wir am besten zur Anschauung bringen, wenn wir den Eindruck wiedergeben, den diese Partie beim ersten Lesen macht. Die Verse, auf die es besonders ankommt, sind folgende:

Haec dedit Aeneae sortes, postquam ille parentem
Dicitur et raptos sustinuisse lares.
Nec fore credebat Romam, cum maestus ab alto
Ilion ardentes respiceretque deos.
Romulus aeternae nondum firmaverat urbis
Moenia, consorti non habitanda Remo,
Sed tum pascebant herbosa Palatia vaccae
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Caseus et niveae candidus agnus ovis.

Inpiger Aenea, volitantis frater Amoris,
Troica qui profugis sacra vehis ratibus,
Jam tibi Laurentes adsignat Juppiter agros,
Jam vocat errantes hospita terra lares.

— — — — — — —
— — — — — — —

Im letzten Distichon der Einleitung war die Sibylle genannt. Diese bildet für die vorstehenden Verse den Ausgangspunct: 'die Sibylle gab dem Aeneas Orakel, nachdem jener seinen Vater und die Laren gerettet hatte'. Jeder wird diese Worte für den Anfang einer längern Gedankenreihe halten und erwarten, daß in den nächstfolgenden Versen des Weiteren von der Sibylle und ihren Orakeln die Rede sein werde. In dieser Erwartung aber sieht man sich getäuscht: mit jenem einen Gedanken ist die Reihe plötzlich zu Ende.

Anknüpfend an den Namen des Aeneas beginnt der Dichter im nächsten Distichon eine neue Gedankenreihe: 'Und nicht glaubte er, daß Rom sein werde, als er betrübt vom hohen Meer aus auf Ilion und die brennenden Tempel zurücksah'. Aber auch diese Reihe bricht nach dem ersten Gedanken wieder ab.

Statt von Aeneas weiter zu erzählen, eröffnet der Dichter im folgenden Distichon — und zwar diesmal, ohne an das vorhergehende anzuknüpfen — eine dritte Gedankenreihe: 'Romulus hatte noch nicht die Mauern der ewigen Stadt gegründet'. Und erst diese dritte Reihe wird fortgesetzt und zum Abschluß gebracht.

Eine solche Art der Darstellung, eine Gedankenreihe nach der andern anzufangen und eine nach der andern ohne Fortsetzung und ohne Abschluß liegen zu lassen, sieht mehr aus wie die Ausgeburt einer regellosen Phantasie als wie das Erzeugniß eines vernünftigen, besonnenen Denkens.

Der Darstellung selbst entsprechen nun auch ihre Folgen. Bei den beiden ersten Gedankenreihen ist der Dichter nicht über den ersten Gedanken hinausgekommen, und diese beiden Anfangsgedanken stehen nun da wie Fragmente, die an sich wohl verständlich, hinsichtlich ihrer Beziehung aber durchaus räthselhaft sind. Wozu erzählt uns der Dichter, daß die Sibylle dem Aeneas Orakel gegeben, daß Aeneas in seiner Betrübniß nicht an ein zukünftiges Rom geglaubt habe, wenn er uns nur das und nichts weiter erzählen will? Die beiden Gedanken schweben völlig in der Luft. Denn die dritte Gedankenreihe giebt uns über den Zweck derselben nicht den mindesten Aufschluß.

Aber auch diese dritte Gedankenreihe selbst, obgleich zu Ende geführt, ist in doppelter Beziehung räthselhaft. Zunächst ist es unklar, in welchem Verhältniß sie zu dem Gedanken der zweiten Reihe steht: 'Aeneas glaubte nicht, daß Rom sein werde, als er betrübt auf das brennende Ilion zurücksah' — 'Romulus hatte noch nicht die Mauern Roms gegründet'. Daß der zweite Gedanke den Grund enthalten soll zum ersten, dürfen wir kaum annehmen. Denn unmöglich kann der Dichter sagen wollen, Aeneas habe deshalb nicht an die Zukunft Roms geglaubt, weil Rom noch nicht erbaut gewesen sei. Der Grund würde gar zu lächerlich sein. Außerdem ist ja ein anderer Grund schon angegeben in den Worten 'als er betrübt auf das brennende

Ilion zurückblickte'. Welches Verhältniß aber zwischen den beiden Gedanken besteht, wenn nicht dies, wird kaum Jemand zu sagen wissen.

In Folge dieser unklaren Verbindung der dritten Gedankenreihe mit der vorigen ist dann ferner auch die Beziehung derselben räthselhaft. Als das Thema dieser Reihe kann bezeichnet werden: 'damals war die Gegend, wo später Rom stand, noch der Wohnplatz eines einfachen Hirtenvolks'. Es ist derselbe Gedanke, der, negativ gewandt, die Reihe eröffnet. So verständlich nun dieser Gedanke an sich ist, welche Bedeutung hat er für unser Gedicht? Auch bei ihm ist, wie bei dem Gedanken der beiden vorigen Reihen, eine Beziehung nicht zu erkennen.

Nach drei Richtungen hin nun wird das Thema der dritten Reihe durchgeführt. Im ersten Distichon (v. 25. 26) schildert der Dichter die äußere Lebensweise, in den drei folgenden (v. 27—32) die Verehrung der Götter, in den drei letzten (v. 33—38) die amores dieses Hirtenvolks. Die letzteren in folgender Weise: 'Wo jetzt das Velabrum ist, pflegte damals noch ein kleiner Nachen über das Wasser zu gehn. Dort fuhr das Mädchen oft am festlichen Tage zu ihrem Geliebten und brachte als Geschenke einen Käse und ein weißes Lamm mit nach Haus'.

Nach diesen Worten wird plötzlich in volltönenden Worten Aeneas angeredet; der Aufzählung der Geschenke folgt unmittelbar: 'Rüstiger Aeneas, Bruder des geflügelten Amor'. Wie diese Anrede mit dem Vorigen zusammenhängt, ist für den Leser völlig räthselhaft. Ja auch nur einen unausgesprochenen Zwischengedanken aufzufinden, der von Käse und Lamm zum Aeneas hinüberführen könnte, ist unmöglich. Die beiden Verse, die äußerlich neben einander stehn, sind dem Inhalt nach durch eine weite Kluft von einander geschieden.

Den Leser erwartet aber noch eine weitere Ueberraschung. Da bis jetzt immer der Dichter gesprochen hat und keine Spur einer Andeutung sich findet, daß eine andere Person das Wort genommen habe, so muß Jeder die plötzlich an den Aeneas gerichteten Worte für eine Apostrophe des Dichters halten. Darin sieht man sich nun aber, wenn man weiter liest, getäuscht. Wird man schon bei dem Inhalt der Worte, die auf die Anrede folgen — es sind Orakel, in denen dem Aeneas seine eigne Zukunft wie die seines Geschlechts geweissagt wird — gegen die Annahme, daß der Dichter der Sprechende sei, mißtrauisch, so wird dem Leser am Schluß der Orakelreihe in ausdrücklichen Worten (haec cecinit vates. v. 65) gesagt, daß die Sibylle es sei, die gesprochen habe.

Der Dichter theilt also die Orakel mit, ohne sie mit einem Wort einzuführen; unmittelbar auf seine eigenen Worte läßt er die der Sibylle folgen, ohne den eintretenden Wechsel der redenden Personen auch nur anzudeuten, ohne sich um eine Verbindung der Orakel mit dem Vorigen im Mindesten zu kümmern. Denn besteht schon an sich zwischen den Geschenken des Hirten und dem Aeneas kein Zusammenhang, so besteht erst recht keiner, wenn die betreffenden Worte verschiedenen Personen angehören.

Eine tollere Art der Composition läßt sich kaum denken. Sie hat denn auch zu einem groben Mißverständniß verführt. Die meisten unserer Handschriften beginnen, wie oben bemerkt ist, mit der Anrede 'inpiger Aenea' (v. 39) eine neue Elegie. Und in der That, übersah man nicht das ganze Gedicht, so war dies Mißverständniß wegen des ganz unvermittelten, alles

Vorhergehende ignorirenden und gewissermaßen einen zweiten Anfang machenden inpiger Aenea fast unvermeidlich.

Fragen wir nun endlich nach dem Zweck, nach der Bedeutung der Orakel für unser Gedicht, so läßt sich auch hierauf, da der Dichter es versäumt hat, sie in einem einleitenden Worte zum Vorhergehenden in Beziehung zu setzen, keine genügende Antwort geben. Auf diese Weise reiht sich ein Räthsel an das andere, und es kommt einem vor, als ob nicht ein vernünftiger Mensch, sondern wirklich eine rasende Sibylle spräche.

So stellt sich der in Rede stehende Abschnitt (v. 19—66) dar, wenn wir nach dem ersten Eindruck urtheilen; wenn wir, den eigentlichen Bau des Ganzen außer Acht lassend, Schritt für Schritt dem Gedankengang folgen. Um an die nachgewiesenen Fehler noch einmal kurz zu erinnern, so springt also der Dichter in den drei Anfangsdistichen von einer Gedankenreihe zur andern über — das zweite Mal mit einer wunderlichen Logik oder ohne jeden Zusammenhang —, läßt eine nach der andern unvollendet liegen, und erst die letzte bringt er zum Abschluß. In der Mitte des Abschnitts sodann tritt ohne irgend eine Andeutung ein plötzlicher Wechsel der redenden Personen ein; auf die Schilderung des Hirtenlebens folgen unmittelbar die Orakel der Sibylle, ohne daß auch nur der Schatten eines Zusammenhangs vorhanden wäre. Endlich ist bei allen vier Gedankenreihen räthselhaft, in welcher Beziehung sie stehen zur Situation.

In einem weniger ungünstigen Licht erscheint nun freilich die Composition dieses Abschnitts — sonst müßte ja auch unser Dichter nur halb bei Verstande gewesen sein — bei einem Ueberblick über das Ganze. Trotzdem aber ist jener erste Eindruck, den wir im Vorigen wiedergegeben haben, für die Beurtheilung unseres Gedichts von großer Wichtigkeit. Nirgends sonst in Tibulls Gedichten — lückenhafte oder interpolirte Partien natürlich ausgenommen — stößt der Leser auf so seltsame Sprünge von einem unabgeschlossenen Gedanken zum andern, auf so klaffende Lücken zwischen neben einander stehenden Gedankengruppen, auf eine so ununterbrochene Kette von Räthseln hinsichtlich der Beziehung der einzelnen Abschnitte zum Ganzen.

Die wirkliche Composition des Abschnitts nun aber, die wir erst, wenn wir vom Schluß desselben zurückblicken, ohne Hülfe äußerer Zeichen zu erkennen im Stande sind, ist folgende. Das erste Distichon Haec dedit Aenae sortes (v. 19. 20) findet seine Fortsetzung in den Worten inpiger Aenea (v. 39 ff). V. 19. 20 also und v. 39—66, die Worte, durch welche die Orakel eingeführt werden und die Orakel selbst mit den wieder vom Dichter gesprochenen Schlußworten bilden den eigentlichen Bestand des Abschnitts. Die dazwischen liegende Partie (v. 21—38) ist parenthetisch. In allen unsern Ausgaben — die Hauptsche allein ausgenommen — sind nur v. 23—38 als Parenthese bezeichnet; doch da auch v. 21. 22 den Zusammenhang zwischen v. 20 und v. 39 unterbrechen, so schließt man richtiger auch noch diese Verse mit in Klammern ein [1]). Und zwar bildet dies Distichon streng genommen eine Parenthese für sich, so daß wir also zwei Parenthesen haben, die selbständig neben einander stehn.

---

[1]) Dies ist auch die Ansicht Lachmanns. Allgem. Lit. Zeitg. Juni 1836 p. 261.

Welche Unklarheiten und Auffälligkeiten diese Composition zur Folge hat, ist im Obigen anschaulich gemacht. Hier nun ist der Ort zu zeigen, worin die Fehlerhaftigkeit der Composition besteht.

Der Grundfehler in dem Bau dieses Abschnitts, der Fehler, mit welchem mehr oder weniger alle übrigen Fehler zusammenhängen, ist der, daß der Gedankengang überhaupt durch eine längere parenthetische Versgruppe unterbrochen wird.

Lange Parenthesen, sagt Gruppe p. 78, 'scheint man am wenigsten in tibullischer Dichtungsart statuiren zu dürfen, wo jede Partie für sich und im Contrast gegen die Umgebung wirkt, wo jedes Bild einen abgemessenen und berechneten Raum erhält, und wo gerade die Kunst ganz besonders darauf gerichtet ist, in graciösen Uebergängen Verschiedenartiges zu verbinden. Welcher Dichter wüßte wohl besser als Tibull, wie viel der Leser bequem faßt, wie lange die Phantasie bei einem Bilde verweilen muß, um es vollkommen in sich aufzunehmen, und wiederum, wann sie zu einem andern fortzugehen hat, damit sie nicht ermüde, sondern immer gleichmäßig beschäftigt und angezogen sei. Gerade hierauf beruht jener seltene Fluß bei so großer Mannigfaltigkeit, so viel Einfachheit und Grazie bei so viel Reichthum und Fülle. Eine lange Parenthese wäre hiervon das reinste Gegentheil und in der That recht unbegreiflich'.

Zu diesem Grundfehler kommt nun aber noch eine Reihe von andern, zum Theil sehr schweren Fehlern hinzu. Zunächst hebt sich die parenthetische Partie nicht klar genug von den voraufgehenden Worten ab. Die Schuld liegt theils an diesen Worten (v. 19. 20) — es ist das Distichon, durch welches die Orakel eingeführt werden — theils an der ersten Parenthese (v. 21. 22) selbst. Bei beiden Distichen ist die Bedeutung, die sie für die Composition haben, nicht scharf genug ausgeprägt. Was das erste Distichon betrifft, so weisen nicht bloß die Worte 'diese gab dem Aeneas Orakel' nicht zwingend genug darauf hin, daß nun die Orakel selbst folgen werden — aus diesem Grunde schließen sich auch die Orakel 'nur zur Noth' an diese Einführungsworte an —; die Bedeutung jener Worte wird auch noch durch den Zusatz verdunkelt 'nachdem jener seinen Vater und die Laren gerettet hatte'. Ebenso tritt auch die erste Parenthese zu wenig deutlich als solche hervor, besonders weil sie (durch nec) mit den vorhergehenden Worten verbunden ist. Die Folge dieser mangelhaften Ausprägung beider Disticha ist die, daß der Leser zwischen ihnen keine Fuge bemerkt und so, einen gleichmäßigen Gedankenfortgang voraussetzend, verleitet wird, mit einander in Verbindung zu bringen, was in Wirklichkeit nicht zusammen gehört. Und das hat dann wieder zur Folge, daß man sich verwundert fragt, warum die erste angefangene Gedankenreihe plötzlich aufgegeben und eine zweite eröffnet wird.

Zu einem ähnlichen Mißverständniß wie am Anfang des parenthetischen Abschnitts kann der Leser auch innerhalb desselben, nach dem ersten Distichon (v. 21. 22) verführt werden. Die Ursache liegt darin — und hiemit kommen wir zu einem neuen Compositionsfehler — daß uns statt einer Parenthese, die allein schon störend genug gewesen wäre, gar deren zwei zugemuthet werden, und zwar zwei ganz selbständige neben einander. Es ist nun freilich die zweite Parenthese (v. 23 ff.) mit der ersten nicht verbunden und insofern leichter als solche zu

erkennen, aber von welcher Ungeschicklichkeit zeugt eine solche Art der Composition schon an sich! Der Gedankenfluß wird dadurch doppelt gehemmt, das Verständniß des Gedankengangs erschwert, eine Uebersicht über das Ganze nur durch äußere Zeichen ermöglicht. Man denke sich den betreffenden Passus, ohne daß die Fugen besonders markirt werden, gesprochen, und niemand wird die Composition desselben erkennen.

Die beiden gröbsten Fehler sind nun aber noch zurück. Diese bestehen darin, daß die beiden Parenthesen sich eindrängen zwischen die Worte, durch welche die Orakel eingeführt werden und die Orakel selbst, und daß unmittelbar auf die in der Parenthese gegebene Schilderung des Hirtenlebens, unmittelbar auf Käse und Lamm, die Weissagung der Sibylle folgt, ohne daß diese Weissagung auch nur mit einem Wort wieder eingeführt würde. Schwerere Compositionsfehler als diese sind kaum zu denken. Sie sind so arg und verrathen einen so mittelmäßigen Poeten, daß es geradezu unbegreiflich erscheinen muß, wie man bei der Voraussetzung, die Elegie sei fertig geworden und wenigstens an dieser Stelle intact — und daran zweifelte doch vor Gruppe niemand — wie man bei dieser Voraussetzung die Elegie für ein Gedicht des Tibull hat halten können. Man sollte glauben, solche Fehler könnten überhaupt nicht gemacht werden: wie sie denn Gruppe in der That selbst bei einem mittelmäßigen Dichter für unmöglich hält. Daß eine directe Rede der Sibylle, sagt Gruppe (p. 78 f.), 'unmittelbar hinter der Parenthese, welche von Kühen und Hirten handelt, ohne irgend eine Einführung, selbst ohne ein schlichtes inquit oder ait folgen sollte, ist schlechterdings undenkbar, selbst der elendeste Dichter hätte dies nicht machen können. Und weiterhin (p. 79) urtheilt er: 'doch nein, so schreibt niemand, denn es schließt einen zu großen Widersinn ein, zu sagen: „Die Sibylle sprach prophezeiend:" dann nach diesem Kolon nicht die Worte, sondern eine lange Parenthese von etwas ganz Anderem folgen zu lassen und dann, noch schlimmer, hinter der langen Parenthese, ohne Wiederholung und ohne irgend eine Einführung, die directen Worte, welche die Sibylle sprach, zu geben! Wollten wir auch schon eine Parenthese zugestehen, so lang als man sie irgend haben will, an dieser Stelle wäre auch schon die kürzeste ein schreiender Unsinn'.

Mit Gruppe scheint auch der Abschreiber jenes alten Codex oder einer Handschrift, aus der dieser abgeleitet war, den Gedankensprung von Käse und Lamm zum 'unverdrossenen Aeneas' hinüber bei einem vernünftigen Menschen nicht für möglich gehalten zu haben. Wie Gruppe aus diesem Sprung auf die Unfertigkeit der Elegie schließt, so setzte ihn jener Abschreiber — und ihm ist M. Haupt gefolgt — auf Rechnung fehlerhafter Ueberlieferung. In der Lücke, die sie zwischen v. 38 und 39 statuiren, wird nach ihrer Ansicht etwas gestanden haben, was von dem Inhalt der Parenthese zu den Orakeln wieder zurückführte.

Dies ist der äußere Bau des in Rede stehenden Abschnitts. Auch hinsichtlich des Inhalts leidet die Composition desselben an bedenklichen Fehlern. In der ersten Parenthese (v. 21. 22) wird gesagt 'Aeneas glaubte nicht, daß Rom sein werde'; die zweite beginnt mit den Worten 'Romulus hatte Rom noch nicht gegründet, sondern damals weideten noch Kühe auf dem Palatium' (v. 23—25); und endlich findet sich zwischen den Orakeln die Apostrophe 'weidet jetzt, ihr Stiere, auf den sieben Hügeln, so lange es noch möglich ist: hier wird eine große

Stadt sich erheben' (v. 55. 56). Gehörten diese drei Stellen einer ununterbrochenen, gleichmäßig fortlaufenden Gedankenreihe an, so wäre nur zu tadeln, daß derselbe Gedanke immerfort wiederholt wird, denn das letzte Mal ist er nur umgekehrt. Bei dem Verhältniß aber, in welchem in Folge der eigenthümlichen Composition des Abschnitts die beiden ersten Gedanken zum dritten stehen, trifft den Dichter außerdem ein weit schwererer Vorwurf. Er hat offenbar durch den Contrast wirken wollen. Er hat angenommen, wenn er vorher ausdrücklich bemerke, daß Aeneas in seiner Traurigkeit an ein zukünftiges Rom nicht geglaubt habe, oder daß damals die Gegend des späteren Rom noch der Schauplatz eines einfachen Hirtenlebens gewesen sei, so werde die Weissagung, daß das Geschlecht des Aeneas eine weltbeherrschende Stadt gründen werde, sich desto glänzender ausnehmen, desto mehr Effect machen. Leider weiß aber unser Dichter seine poetischen Mittel nicht richtig zu gebrauchen. Hätte er nur die Traurigkeit und Niedergeschlagenheit des Aeneas hervorgehoben, ohne den Namen Rom zu nennen, so würde er seinen Zweck erreicht haben. Wenn er aber sagt 'Aeneas glaubte nicht, daß Rom sein werde' und gar 'damals war Rom noch nicht erbaut', so wird dadurch, weil sich bei dem Leser unwillkürlich der positive Gedanke einstellt 'also wurde später Rom erbaut', der nachher erfolgenden Weissagung der Sibylle die Spitze abgebrochen, und statt überraschend zu wirken macht sie einen matten, armseligen Eindruck. [1])

Um unserm Urtheil über die Composition des Abschnitts eine möglichst sichere Unterlage zu geben, stellen wir die besprochenen Fehler noch einmal übersichtlich zusammen. Es sind folgende: Eine lange parenthetische Versgruppe unterbricht den Gedankengang; sie verwirrt den Leser, da sie aus zwei selbständigen Parenthesen besteht; die Einführungsworte sind nicht scharf genug als solche bezeichnet; in Folge dessen schließen sich einerseits die Orakel nur zur Noth an sie an, andrerseits verschwimmt das Einführungsdistichon mit der ersten Parenthese, besonders da auch diese nicht deutlich als solche hervortritt; die Parenthesen drängen sich ein

---

[1]) So urtheilt auch Gruppe (p. 84 f.). 'Auch abgesehen von der Wiederholung', sagt er, 'so steht dies Distichon (v. 21. 22), so wie auch das nächste, mit der poetischen Intention, die Sibylle weissagend einzuführen, geradezu im Widerspruch; denn wenn diese weissagen soll, daß Rom erstehen werde, wo jetzt noch Rinder weiden, so versteht sich von selbst, daß nicht zuvor gesagt werden darf, Romulus habe hier noch kein Rom gegründet. Es wäre schon ein logischer und stylistischer Fehler, eine solche Aeußerung vor der Weissagung fallen zu lassen, wieviel mehr aber ist es nicht ein poetischer; und da wir nun gerade Tibull durchweg von der Seite kennen lernten, daß er sich mit der feinsten und besonnensten Kunst seine poetischen Effecte aufzusparen weiß, so kann dies nicht seine Richtigkeit haben. In der That handelt es sich hier in keiner Art von einer subtilen Distinction, sondern von ganz Handgreiflichem, da . . jene directe Aeußerung, welche der Weissagung gegenüber und entgegensteht, zugleich auch noch dem Aeneas selbst in den Mund gelegt wird. Es heißt hier v. 21: Aeneas ahnte noch nichts von Rom, und an eben diesen Aeneas soll nun sogleich die Weissagung der Sibylle ergehen, daß einst Rom sich hier erheben werde. Dies ist poetisch durchaus unmöglich und hier hätte man längst Anstoß nehmen müssen, wenn man den Tibull mit dichterischem Verständniß gelesen hätte'.

zwischen die Einführungsworte und die directe Rede, und die Weissagungen der Sibylle folgen unmittelbar, ohne irgend welche Einführung, auf die Schilderung des Hirtenlebens. Was endlich den Inhalt betrifft, so wird der Eindruck der Weissagungen, die in der Verkündigung Roms gipfeln, durch die beiden Parenthesen nicht, wie der Dichter beabsichtigt, gehoben, sondern gründlich abgeschwächt.

Eine solche Reihe von Fehlern, von Fehlern theilweise der schlimmsten Art, berechtigt und nöthigt uns zu dem Gesammturtheil: die Composition des vorliegenden Abschnitts ist durch und durch stümperhaft und darf einem Dichter wie Tibull auf keine Weise zugetraut werden.

So fehlerhaft nun der Abschnitt an sich erscheint, so räthselhaft ist auch seine Bedeutung für unser Gedicht. Der Abschnitt wird eröffnet durch die Worte 'die Sibylle gab dem Aeneas Orakel'. Lassen wir die beiden Parenthesen, die bei dieser Frage doch erst in zweiter Linie in Betracht kommen, unberücksichtigt, so folgen auf jene Worte die Orakel selbst.

Diese Worte nun können in doppelter Weise gefaßt werden. Entweder — und darauf weist ihre abgeschlossene Form hin — enthalten sie einen selbständigen Gedanken, oder sie dienen nur dazu, die Orakel einzuführen, als ob da stünde 'diese gab dem Aeneas folgende Orakel'.

Fassen wir sie zunächst in der ersteren Weise, so müssen wir wegen ihrer hervortretenden Stellung an der Spitze des Abschnitts und weil sie — abgesehen von der Parenthese und dem ganz bedeutungslosen Schlußdistichon — die einzigen Worte sind, die der Dichter selbst spricht, annehmen, daß in ihnen die eigentliche Bedeutung des Abschnitts ausgesprochen liegt. Fragen wir nun darauf hin, was der Dichter mit den Worten 'die Sibylle gab dem Aeneas Orakel' bezweckt, so ist das unklar. Wahrscheinlich sollen sie doch ein Lob der Sibylle enthalten. Inwiefern es aber der Sibylle zum Lobe gereicht, daß sie dem Aeneas Orakel gegeben hat, ist zweifelhaft. Statt eines so ganz farblosen Gedankens hätte der Dichter einen solchen an die Spitze stellen müssen, in welchem ein Lob der Sibylle deutlich zu erkennen gewesen wäre, etwa: 'die Sibylle veranlaßte die Gründung Roms'.

Da also aus jenen Worten allein die Bedeutung derselben für unser Gedicht sich nicht ergiebt, so müssen wir die Orakel hinzu nehmen. Wir theilen diese, da auch die Form derselben hier nicht unwesentlich ist, ausführlicher mit:

'Aeneas .., schon weist dir Juppiter die Laurentischen Gefilde an, schon ruft das gastliche Land die irrenden Penaten. Dort wirst du, nachdem du deinen Tod im Numicius gefunden, göttlich verehrt werden (v. 39—44). Siehe, die Siegesgöttin schwebt über den ermüdeten Schiffen; endlich kommt die Stolze zu den Trojanern. Siehe, mir leuchtet der Brand vom Rutulerlager her: schon weissage ich dir, Turnus, den Tod (v. 45—48). Vor meinen Augen steht die Laurentische Burg, Lavinium und Alba Longa (v. 49. 50). Dich auch sehe ich schon, Ilia, und dein heimliches Zusammentreffen mit Mars (v. 51—54). Weidet jetzt, ihr Rinder, auf den sieben Hügeln, so lange es noch möglich ist: hier wird bald eine große Stadt stehen (v. 55. 56). Rom, dein Name wird über die Länder herrschen vom Aufgang bis zum Niedergang (v. 57—60). Dann wird Troja sich über sich wundern und sich sagen, daß

ihr wohl gethan habt, einen so weiten Weg zu unternehmen (v. 61. 62). Ich verkünde die Wahrheit, so wahr . . . (v. 63. 64)'.

Dies sind die Orakel. Was — um das an dieser Stelle nachzuholen — die Disposition der den Aeneas selbst angehenden Weissagungen betrifft, so kann ich die nicht für so vortrefflich halten wie Dissen.

Der Sibylle, sagt Dissen, erscheine die Zukunft des Aeneas in drei Visionen, und damit trifft er ohne Zweifel die Meinung des Dichters. Zuerst überschaue sie die Zukunft des Aeneas im Ganzen und Großen, von seiner Landung in Italien bis an seinen Tod. Dann trete auch das Einzelne deutlicher hervor: so sehe sie bei der zweiten Vision den Sieg der Trojaner und die Niederlage der Feinde, und endlich bei der dritten die von Aeneas und seinem Sohn gegründeten Städte. Gewiß hat Dissen Recht, wenn er sagt, daß die historische Folge der Ereignisse hier nicht am Platze gewesen wäre; aber die Disposition, die wir vorfinden, ist nicht viel besser. Sie ist gar zu äußerlich und läßt mehr die ungeübte Hand eines pedantischen Rhetorschülers als eine freie, sichere Dichterhand erkennen. Doch dies beiläufig.

So viel ich sehe, geben uns nun auch die Orakel über den Zweck jenes an die Spitze des Abschnitts gestellten Gedankens keinen Aufschluß, nicht einmal eine Andeutung. Eine solche hätte etwa in der Weise gegeben werden können, daß die Sibylle an den Aeneas die Aufforderung richtete, nach Latium zu fahren, dort werde sein Glück von Neuem aufblühn und sein Geschlecht das weltbeherrschende Rom gründen. Dann würde sich aus den Orakeln ergeben haben, daß durch die Sibylle mittelbar die Gründung Roms veranlaßt sei, und so hätte sich dann — wenn auch nur auf mühsame Weise — doch wenigstens ermitteln lassen, in wiefern der Gedanke 'die Sibylle gab ꝛc.' ein Lob enthält. Das logische Verhältniß der Orakelreihe zu diesem Gedanken hätte man dann etwa so ausdrücken können: 'die Sibylle gab dem Aeneas Orakel; sie verdient deshalb Lob, insofern sie durch die Aufforderung, nach Latium zu segeln, die Gründung Roms veranlaßte' oder 'die Sibylle verdient Lob, weil sie dem Aeneas Orakel gab; sie sagte nämlich: „segle nach Latium ꝛc." und veranlaßte dadurch die Gründung Roms'. Eine derartige Färbung der Orakel war nach dem an sich ganz farblosen Gedanken 'diese gab dem Aeneas Orakel' unbedingt nothwendig. Da der Dichter diese unterlassen hat, da er in den Orakeln die freilich an sich correctere Form 'das und das wird geschehn' wählt, so bleibt die Bedeutung jenes Gedankens für unser Gedicht und damit die Bedeutung des ganzen Abschnitts unklar.

Die Worte 'diese gab dem Aeneas Orakel' können nun auch, wie gesagt, noch in anderer Weise gefaßt werden, nämlich so, daß sie nur dazu dienen, die Orakel einzuführen. In diesem Fall kann das Lob der Sibylle und überhaupt die Bedeutung des Abschnitts für unser Gedicht von vorn herein nur in den Orakeln gesucht werden. Diese sind nun aber, wie wir gesehn haben, so farblos, daß aus ihnen nicht zu erkennen ist, inwiefern die Sibylle wegen ihrer Weissagungen Lob verdient. Drängen wir — was jetzt bei der Unselbständigkeit des Einführungsdistichons möglich ist — den Inhalt der beiden Stücke, die den Grundbestand unsers Abschnitts bilden, die Einführungsworte und die Orakel, in einen Satz zusammen, so

ergiebt sich der Gedanke: 'die Sibylle verkündete dem Aeneas, er werde in Latium eine zweite Heimath finden, seine Feinde dort besiegen und Städte gründen; Rom werde gegründet werden und über den ganzen Erdkreis herrschen'. In welcher Hinsicht hierin ein Lob für die Sibylle liegen soll, ist zweifelhaft. Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus können diese Worte gesagt sein. Sie können den Gedanken enthalten sollen: 'die Sibylle hat stets die Wahrheit gesprochen', 'sie hat wichtige Fata verkündet', 'ihre Weissagungen sind für einen Römer von der größten Bedeutung', 'sie hat die Gründung Roms veranlaßt'. Jeder dieser Gedanken ist mit den Worten des Dichters vereinbar, deutlich ausgeprägt aber — was bei irgend einer Färbung der Orakel leicht hätte geschehn können und nothwendig hätte geschehn müssen — ist keiner. Es ergiebt sich selbst dann kein bestimmter Gesichtspunkt, wenn wir die beiden Parenthesen hinzunehmen: 'die Sibylle weissagte dem Aeneas, der hoffnungslos auf die brennende Stadt zurücksah, daß seine Zukunft glücklich sein, und daß an der Stelle, wo damals noch Rinder weideten, dereinst das weltbeherrschende Rom erstehn werde'. So wie der Abschnitt vorliegt, ist also die Bedeutung desselben für unser Gedicht durchaus räthselhaft.

Wie bei der vorhin zu Grunde gelegten Erklärung des Eingangsdistichons eine Färbung der Orakel für den Fall unnöthig erschien, daß mit dem an die Spitze gestellten Gedanken selbst eine Änderung vorgenommen wurde, so hätten auch hier die Orakel einer solchen, ich möchte sagen, individuellen Afficirung nicht bedurft, ja der ganze Abschnitt mit Einschluß der Einführungsworte hätte bleiben können, wie er war, wenn ein Distichon vorausgeschickt worden wäre, welches ein in klaren Worten ausgesprochenes Lob der Sibylle enthalten hätte. In diesem Fall würde dann der Abschnitt, wie wir ihn jetzt lesen, zur Begründung oder Erläuterung jenes Distichons gedient haben.

Nach Lachmanns Auffassung liegt nun ein solches Distichon in v. 15. 16:

Te duce Romanos numquam frustrata Sibylla
Abdita quae senis fata canit pedibus

wirklich vor. Der Sinn nämlich von v. 15—66 ist nach seiner Erklärung (p. 262) folgender: 'Phöbus, welche geheimen Schicksale lehrtest du die wahrhafte Sibylle (v. 15—18), über deren Bücher jetzt Messalinus schalten soll! Sie verhieß dem Aeneas die Gründung und die Weltherrschaft Roms (v. 19—66)'.

Wäre diese Erklärung richtig, dürften wir unsern Abschnitt (v. 19--66) mit v. 15. 16 in Verbindung bringen, so wäre die Bedeutung desselben klar. Er würde dann den Zweck haben, das in v. 15. 16 von der Sibylle Gesagte im Einzelnen auszuführen.

Jener Combination nun aber steht zweierlei entgegen. Zunächst nämlich enthält in v. 15. 16 nicht der Pentameter, wie Lachmann annimmt, sondern, wie wir oben (p. 8 f.) gezeigt haben, der Hexameter den Hauptgedanken und zwar, insofern aller Nachdruck auf te duce ruht, den Gedanken 'du bist es, von dem inspirirt die Sibylle nie die Römer getäuscht hat'. Dieser Gedanke also ist es, den wir in unserm Abschnitt illustrirt finden müßten, nicht der von Lachmann angenommene 'welche geheimen Schicksale verkündet die Sibylle!' So vielerlei Gedanken nun auch, wie oben bemerkt ist, unser Abschnitt bei seiner Verschwom-

menheit zu erläutern im Stande sein mag — daß die Sibylle nie die Römer getäuscht hat, zur Erläuterung dieses Gedankens kann er nicht wohl dienen. Denn wenn auch die mitgetheilten Orakel sämmtlich — mittelbar oder unmittelbar — Rom betreffen, so sind sie doch nicht etwa einem Römer, sondern dem Trojaner Aeneas gegeben.

Außerdem aber — was noch wichtiger ist — spricht auch das logische Verhältniß zwischen v. 15. 16 und dem folgenden Distichon gegen die Lachmannsche Verbindung. Wie die in v. 11—16 enthaltenen Gedanken an sich ohne Beziehung sind und eine solche erst durch v. 17. 18 erhalten, so sind sie auch ohne selbständige Bedeutung. Sie dienen nur dazu, die Aufforderung in v. 17. 18 'Phöbus, laß den Messalinus die heiligen Bücher berühren ꝛc.' zu begründen. In Folge dessen hört natürlich, sowie die Aufforderung erfolgt, ihre Bedeutung auf; sie haben damit ihre Erledigung gefunden; unmöglich aber haben sie die Kraft, dann noch über diese Aufforderung hinaus selbständig weiter zu wirken und einer ganzen, langen Gedankenreihe als Ausgangspunct zu dienen. Bringen wir also unsern Abschnitt (v. 19 ff.) mit v. 15. 16 in Verbindung, so überspringen wir nicht bloß in willkührlicher Weise das Distichon (v. 17. 18), welches den abschließenden Hauptgedanken enthält, und das deshalb wie eine unübersteigliche Schranke v. 15. 16 von unserm Abschnitt trennt — wir kehren das Verhältniß zwischen v. 15. 16 und v. 17. 18 geradezu um. In dem Gedanken (v. 15. 16), der an sich ohne Beziehung, ohne selbständige Bedeutung ist, statuiren wir eine Beziehung und erheben ihn zu selbständiger Bedeutung; den Hauptgedanken dagegen (v. 17. 18) drücken wir zu einem ganz untergeordneten Nebengedanken herab; wie dies denn auch die Lachmannsche Erklärung deutlich zeigt: 'Phöbus, welche geheimen Schicksale lehrtest du die wahrhafte Sibylle (v. 15. 16), über deren Bücher jetzt Messalinus schalten soll (v. 17. 18)!'

Eine Verbindung unsers Abschnitts also mit v. 15. 16 ist unmöglich. Und somit bleibt es bei dem früheren Resultat: die Bedeutung des Abschnitts (v. 19—66) für unser Gedicht ist ein Räthsel.

Des ersten Haupttheils (v. 19—80) zweiter Abschnitt (v. 67—80), zu welchem wir jetzt übergehen, bildet dem Thema nach das Pendant zum ersten Abschnitt. Dort war von günstigen, hier ist von ungünstigen Weissagungen die Rede.

Was die Composition dieses Abschnitts betrifft, so wird ebenso in diesem, wie auch in dem vorigen Abschnitt, der Gedankenfluß durch eine Parenthese in lästiger Weise gehemmt. Freilich tritt dieselbe hier deutlicher als solche hervor, dafür aber schließen sich wunderbarer Weise die Worte nach der Parenthese nicht, wie man erwarten sollte, an die Worte vor derselben, sondern an den Inhalt der Parenthese selbst an, und in Folge dessen bleibt die vor der Parenthese angefangene Periode unvollendet. 'Was (quidquid) die Amalthea, was die Marpessische Herophile und andere Sibyllen sagten (diese sagten, daß allerhand Zeichen und Wunder eintreten würden) — dies (haec) war einst'. Haec fuerant olim kann sich offenbar nur auf die in der Parenthese genannten Wunderzeichen beziehen und unmöglich auf die mit quidquid dixit bezeichneten Worte der Sibylle. Denn quidquid dixit sind Worte, nicht Wunderzeichen: sonst hätte etwa quidquit praedixit gesagt werden müssen.

Dazu kommt nun eine weitere Unregelmäßigkeit innerhalb der Parenthese. Während im ersten Distichon derselben, den Worten quidquid dixit gemäß, angegeben wird, was die Sibyllen gesagt haben: 'diese sagten, daß böse Zeichen des Krieges eintreten würden, ein Komet und Steinregen' — springt im zweiten Distichon die Rede plötzlich um, und statt weiterer Worte der Sibyllen folgt eine Reihe von Wundern, die ehemals passirt seien: 'und Trompeten und am Himmel klirrende Waffen, erzählt man, sind gehört, und Haine haben Niederlagen verkündet u. s. w.'

Dissen findet diesen Wechsel der Rede, diese emphatische Vertauschung der geweissagten Wunderzeichen mit den eingetretenen sehr schön. Und in der That wäre auch nichts dagegen einzuwenden, wenn der Dichter uns in den Worten vor der Parenthese in Aussicht gestellt hätte, daß wir in der Parenthese eine Reihe von Wundern, die von den Sibyllen geweissagt seien, aufgezählt finden würden; wenn er v. 67 gesagt hätte quidquid praedixit. In diesem Fall würde die Parenthese mit den Worten vorher im besten Einklang stehn, denn das haec[1]) fore dixerunt (v. 71) paßt jedesmal, ob ein dixit oder ein praedixit vorhergeht. Nun aber sagt der Dichter quidquid dixit, quasque sortes portarit: danach durfte er in der Parenthese nur Weissagungen, nicht aber geweissagte Wunder bringen und demzufolge auch nicht, mit plötzlichem Wechsel der Rede, eingetretene Wunder. Die drei letzten Disticha der Parenthese stimmen also, obgleich sie sich mit dem ersten Distichon wegen dessen Biegsamkeit sehr wohl vereinigen lassen, zu den Worten vor der Parenthese nicht.

Von den in der Parenthese genannten Wunderzeichen nun sagt der Dichter nach der Parenthese: haec fuerant olim (v. 79). Sollen diese Worte nicht ganz inhaltslos sein, so müssen wir sie mit Emphase gesprochen denken, so daß der Sinn sein würde: 'diese Wunderzeichen waren einst, geben also jetzt keinen Anlaß mehr zur Furcht'. Zu diesem Gedanken aber stimmen nicht die folgenden Worte: 'aber du, nun mildgesinnt, Apollo, versenke die Prodigien ins Meer'. Denn wenn diese der Vergangenheit angehören und keinen Anlaß mehr zur Furcht geben, so braucht auch Apollo nicht mehr gebeten zu werden, sie ins Meer zu versenken. Die angenommene Bedeutung von haec fuerant olim kann also hienach nicht die richtige sein.

Jene Bitte hat nur dann einen Sinn, wenn die Prodigien noch Unheil befürchten lassen. In dem Fall aber können die Worte haec fuerant olim nur bedeuten: 'diese Wunderzeichen sind ehemals erschienen, aber du, Apollo, versenke sie ins Meer', so daß also, was in der Parenthese im Einzelnen ausgeführt war, in haec fuerant olim noch einmal in einem allgemeinen Ausdruck zusammengefaßt erscheint. Es ist nicht zu leugnen, daß hienach der Sinn jener Worte ein überaus dürftiger ist, aber das zu verantworten ist Sache des Dichters.

So müßten wir argumentiren, wenn es wahrscheinlich wäre, daß der Dichter, was er sagt, auch wirklich habe sagen wollen. Das scheint nun aber nicht so. Während nämlich die Worte sed tu iam mitis, Apollo, prodigia indomitis merge sub aequoribus streng

---

[1]) Haec (statt hae) ist die von Luc. Müller mit Recht in den Text gesetzte Lesart aller Handschriften.

genommen nur so gefaßt werden können, wie wir sie gefaßt haben, daß nämlich unter den 'Prodigien' dieselben zu verstehn sind, wie die in haec zusammengefaßten, der Vergangenheit angehörenden: will der Dichter wahrscheinlich solche darunter verstanden wissen, die etwa in Zukunft sich zeigen könnten Denn im eigentlichen Sinne ins Meer versenken kann Apollo doch nur zukünftige, nicht aber ehemals erschienene Prodigien. Hienach wird dann natürlich die Bedeutung des Distichons eine ganz andere werden: 'dies war einst, d. h. diese, die genannten Prodigien, sind vorbei und können nicht mehr schaden: doch in Zukunft versenke du, Apollo, etwaige Prodigien ins Meer'. Die Brücke vom ersten Gedanken zum zweiten bildet der unausgesprochene Zwischengedanke: 'die zukünftigen Prodigien sind noch zu fürchten'. In dieser Weise erklärt Lachmann (p. 262) unsre Stelle. Seine Worte sind freilich nicht genau zu nehmen, da er nicht die Bedeutung speciell unsers Distichons, sondern die des ganzen ersten Theils (v. 15—80) festzustellen sucht. Er sagt: 'das alles war sonst: nun tilge du alles Ungeheure, noch bevor es sich zeigt' und 'was Schlimmes verkündet ist, das war ehemals, und für die Zukunft tilge es der Gott!'

Außer dieser Erklärung aber ist bei der Annahme, daß mit prodigia zukünftige Prodigien gemeint sind, noch eine andere möglich. Während bei der eben statuirten Bedeutung des Distichons die in Zukunft etwa erscheinenden Prodigien im Gegensatz standen zu den mit haec bezeichneten, vergangenen, und die Worte fuerant olim bedeuteten 'sie sind abgethan': kann man die Bestimmung 'in Zukunft' auch in Gegensatz bringen zu olim und den Ausdruck haec fuerant olim positiv fassen, ohne den Nebengedanken 'sie sind jetzt nicht mehr' zu ergänzen. Hienach würde der Sinn folgender sein: 'diese (genannten) Prodigien zeigten sich einst, d. h. von so unheilvollen Schrecknissen wurde die Vergangenheit heimgesucht, aber in Zukunft versenke du die Prodigien ins Meer'.

Welche von diesen beiden Erklärungen — wenn überhaupt eine — die Meinung des Dichters trifft, ist zweifelhaft. Sicher aber ist, daß keine von ihnen den Worten entspricht. Eben die Bestimmung, auf die hier alles ankommt, eben jenes 'in Zukunft' fehlt hier; wenigstens ist es durch das bloße iam durchaus nicht genügend bezeichnet. Wenn es heißt 'dies (diese Prodigien) war einst, aber du nun, Apollo, versenke die Prodigien', so können dem Wortlaut nach unter den 'Prodigien' keine andern als die mit haec bezeichneten verstanden werden.

Man mag sich daher entscheiden, wie man will, jede der drei möglichen Erklärungen involvirt einen Tadel für den Dichter. Statuirt man eine der beiden letzten, so sind die Worte sed tu ... aequoribus als undeutlich, ja als irreleitend zu bezeichnen; statuirt man die dem Wortlaut entsprechende 'diese Prodigien sind einst gewesen', so sind diese Worte bedeutungslos.

Weit tadelnswerther aber als der einzelne Fehler, der dem Dichter bei dieser oder jener Erklärung zur Last fällt, und für unsere Hypothese von weit größerer Beweiskraft, ist der Umstand, daß, wie an so vielen andern Stellen unsers Gedichts, so auch hier eine ganze Reihe von Erklärungen möglich ist. Eben diese Unbestimmtheit und Verschwommenheit des Ausdrucks,

die für unser Gedicht so characteristisch ist, und die von der durchsichtigen Klarheit der tibullischen Ausdrucksweise so sehr absticht, eben diese beweist aufs Schlagendste, daß wir es mit einem durchaus confusen Kopf zu thun haben; mit einem Poeten, der vielleicht oft selbst nicht wußte, was er sagen wollte.

Einer kurzen Besprechung bedarf noch die Brouckhuysche Conjectur fuerint für fuerant, die in den älteren Ausgaben, vor Lachmann, als die gewöhnliche Lesart erscheint, und die auch noch von Dissen — freilich aus einem lächerlichen Grunde — dem handschriftlichen fuerant vorgezogen wird. Die Aenderung ist unnöthig: denn ob man sagt 'dies ist abgethan' oder in einer zuversichtlichen Bitte 'dies möge abgethan sein', kommt auf eins hinaus. Die Brouckhuysche Conjektur hat freilich das Gute, daß sie nur eine Erklärung unserer Stelle zuläßt, allein fehlerlos wird diese auch durch sie nicht. Denn jenes 'in Zukunft' kann auch bei fuerint nicht entbehrt werden.

Suchen wir nun den Sinn des Abschnitts zu ermitteln, so wird das durch den verworrenen und verschrobenen Bau desselben sehr erschwert, durch die Unklarheit des Schlußdichons geradezu unmöglich gemacht. Wie oben bemerkt ist, schließen sich die Worte nach der Parenthese nicht an die Worte vor derselben, sondern an die Worte der Parenthese selbst an, so daß die beiden Disticha vor der Parenthese ohne Abschluß bleiben. Dies wie das Umspringen der Rede in v. 73 beruht im letzten Grunde darauf, daß der Dichter den Gedanken, mit welchem er den Abschnitt eröffnet, bei der ferneren Darstellung nicht scharf genug im Auge behält. Je weiter er sich von jenem Gedanken entfernt, desto mehr verändert sich in seiner Vorstellung die ursprüngliche Form desselben, so daß er schließlich etwas ganz Anderes gesagt zu haben glaubt, als was er in Wirklichkeit gesagt hat. Zu Anfang, in den Versen vor der Parenthese, hat der Gedanke folgende Form: 'was Amalthea . . . s a g t e'. Während des ersten Distichons der Parenthese nimmt derselbe dann aber unter dem Einfluß des doppelsinnigen haec fore dixerunt in der Vorstellung des Dichters diese Form an: 'was (die Prodigien, welche) die Amalthea . . . w e i s s a g t e' — ('sie weissagte böse Kriegszeichen, einen Kometen und Steinregen'). Vom folgenden Distichon an verändert sich dann auch diese Form wieder, und der Dichter glaubt vor der Parenthese gesagt zu haben 'die (erschienenen) Prodigien, welche die Amalthea . . . v o r h e r g e s a g t hat'. So erklärt sich der plötzliche Wechsel der Rede, der mit v. 73 eintritt: 'und Trompeten und klirrende Waffen sind gehört u. s. w.' Und so erklären sich auch die Schlußworte haec fuerant olim. Hätte, wie der Dichter offenbar voraussetzt, der Gedanke vor der Parenthese wirklich die zuletzt angegebene Form gehabt, so würde sich haec fuerant olim nicht bloß an die Worte der Parenthese, sondern zugleich auch an die Worte v o r der Parenthese angeschlossen haben.

Welche von diesen drei Formen nun sollen wir bei der Frage nach dem Sinn des Abschnitts zu Grunde legen? Vergleichen wir die Form des ersten, durch haec dedit Aeneae sortes eingeführten Abschnitts (v. 19—66), so empfiehlt sich am meisten die erste Form: quidquid Amalthea . . . dixit; allein wir würden dann bei der Inhaltsangabe nicht über die drei ersten Disticha hinaus kommen. Wegen der Aufzählung der e r s c h i e n e n e n W u n d e r z e i c h e n

(v. 73—78) müssen wir die dritte Form wählen: 'die (erschienenen) Prodigien, welche die Amalthea . . . vorausgesagt hat'.

Soweit haben wir uns durch die Unklarheiten des Dichters glücklich hindurchgearbeitet. Welches nun aber der Sinn des Schlußdistichons sein mag, ist, wie wir oben gesehn haben, zweifelhaft. In Folge dessen ist denn nun auch der Sinn des ganzen Abschnitts zweifelhaft, denn ohne dies Distichon sind die Worte 'die Prodigien, die von der Amalthea und andern Sibyllen vorausgesagt worden sind', nichts weiter als ein Subject ohne Prädicat.

Ob der Dichter sagen will: 'die bösen Prodigien, die die Amalthea und andere Sibyllen vorausgesagt haben (ein Komet zeigte sich und ein Steinregen trat ein u. s. w.), diese sind ehemals erschienen, aber versenke du sie ins Meer'; oder ob der Sinn sein soll: 'die von der Amalthea . . . vorhergesagten Prodigien schreckten ehemals die Gemüther, aber in Zukunft mache du alle Prodigien unschädlich'; oder endlich ob der Dichter sagen will: 'die von der Amalthea . . . vorhergesagten Prodigien sind abgethan: doch in Zukunft tilge du alles Ungeheure aus' — man kann vielleicht errathen, was der Dichter meint — wie denn diese letzte Erklärung wahrscheinlich die richtige ist — bestimmt entschieden werden kann es nicht. Während also der erste Abschnitt räthselhaft war hinsichtlich seiner Beziehung zur Situation, ist bei dem zweiten nicht einmal der Sinn klar.

Was nun das logische Verhältniß der beiden Abschnitte zu einander betrifft, so sollen sie offenbar, insofern der erste von günstigen, der zweite von ungünstigen Weissagungen handelt, in einem gewissen Gegensatz zu einander stehn. Dieser Gegensatz jedoch ist äußerlich auf keine Weise bezeichnet. Die Abschnitte stehn neben einander, als ob nicht die geringste Beziehung zwischen ihnen vorhanden wäre: weshalb Heyne — freilich ohne Zweifel mit Unrecht — eine Lücke zwischen ihnen statuirt.

Nach Dissens Ansicht soll der Gegensatz angedeutet sein durch die Verschiedenheit der im zweiten Abschnitt genannten Sibyllen von der Sibylle des ersten Abschnitts. Unter der letzteren versteht man mit Recht die Cumanische, die für identisch galt mit der Erythräischen. Den Namen derselben giebt unser Dichter nicht an: er nennt sie schlechthin 'die Sibylle'. Im Gegensatz dazu nennt er im zweiten Abschnitt, wo er von ungünstigen Weissagungen spricht, lauter bestimmte Namen, Amalthea, Herophile &c.: 'die Sibylle gab dem Aeneas Orakel' (v. 19) oder 'dies verkündete die Seherin' (v. 65) — 'was Amalthea, was Herophile sagte (v. 67) . . .' Hieraus muß doch jeder mit Dissen schließen, daß der Dichter von der Sibylle des ersten Abschnitts die Sibyllen des zweiten Abschnitts unterscheide. Nun aber ist nach Lact. inst. I 6 die Amalthea, die erste der im zweiten Abschnitt genannten Sibyllen, keine andere als die Cumanische. Könnten wir uns auf die Logik unseres Dichters verlassen, so wäre es unbedingt geboten, mit Dissen anzunehmen, derselbe folge hier einer andern Ueberlieferung. Da er aber auf Schritt und Tritt Beweise eines unklaren, unlogischen Denkens giebt, so würde eine solche Annahme durchaus ungerechtfertigt sein. Hienach haben wir also zu statuiren, daß eine Unterscheidung zwischen den im zweiten Abschnitt genannten Sibyllen und der Sibylle des ersten Abschnitts nicht stattfindet, und somit kann von einer äußerlich bezeichneten Andeu-

tung des Gegensatzes zwischen den beiden Abschnitten überhaupt keine Rede sein. Denn nur in jener Unterscheidung könnte eine solche Andeutung liegen. Zu besonderem Vorwurf ist es aber dem Dichter noch zu machen, daß er durch seine Ungeschicklichkeit den Leser zu der Annahme verführt, die Amalthea sei von 'der Sibylle' verschieden. Bei der Verschiedenheit der Bezeichnung und dem Fehlen jeder andern Andeutung des Gegensatzes würde man ohne Zweifel die Amalthea von 'der Sibylle' unterscheiden, wenn nicht zufällig das Zeugniß des Lactanz uns vor diesem Irrthum schützte. Um die Amalthea und 'die Sibylle' ohne Commentar für eine und dieselbe Person halten zu können, bedarf der Leser unumgänglich einer andern Andeutung des Gegensatzes, die etwa durch nähere Bestimmung des quidquid hätte gegeben werden können: 'dies verkündete die Sibylle — was die Amalthea . . . Ungünstiges gesagt hat ꝛc.'

Lachmann scheint eine äußerliche Andeutung des Gegensatzes nicht für nöthig zu halten. Er sagt (p. 262): 'den Gegensatz der cumanischen Sibylle zu den übrigen finden wir nicht ausgedrückt: und wenn er (der Dichter) zuerst nur die Sibylle sagt (v. 15), dann aber Amalthea, Herophile und noch zwei andre nennt, so ist Amalthea eher wieder die erste, die cumanische oder erythräische, als eine andre. Nehmen wir dies an, so ergiebt sich uns ein ungestörter Zusammenhang. „. . . die wahrhafte Sibylle . . . . Sie verhieß dem Aeneas die Gründung und die Weltherrschaft Roms (19—66). Was sie, Amalthea, und was die andern Sibyllen verkündeten (sie verkündeten Kometen und Steinregen . . . .), das alles war sonst: nun tilge du . . . ." Nur diese Verbindung dürfte erwünschter sein, „Zwar haben die Sibyllen auch viel Unheil geweissagt": aber Tibull wollte den Hauptsatz hervorheben; „Was Schlimmes verkündet ist, das war ehemals, und für die Zukunft tilge es der Gott!": und die Form der Parenthese wählte er um Gleichheit des Stils zu erlangen, und damit sich die Ausmalung bestimmter als Beiwerk zeigen möchte'.

Daß Lachmann (p. 261) 'zwischen dem Orakel, das die Sibylle dem Aeneas giebt, und dem folgenden Satze Quicquid Amalthea v. 67 den scharfen Gegensatz nicht finden kann, den Dissen hineinlegt', ist in Ordnung; denn wie wir gesehn haben, ist der Gegensatz nicht bezeichnet. Daß er aber diese Bezeichnung des Gegensatzes nicht vermißt, daß er in dem Satz 'was Schlimmes verkündet ist, das war ehemals', gerade diese Bestimmung zu quidquid, dies 'Schlimmes' entbehren kann, oder — was dasselbe ist — daß er zufrieden ist, diese Bestimmung in einer Parenthese nachträglich umschrieben zu sehen, ist unbegreiflich. So wie Lachmann hier den vermeintlichen Tibull schreiben läßt, schreibt doch kein vernünftiger Mensch. Und auch nicht einmal Gleichheit des Stils wird durch die Wahl der Parenthese erlangt. Denn im ersten Abschnitt stehn nicht die Orakel in der Parenthese, sondern nur etwas, wodurch die Wirkung der Orakel erhöht werden soll.

So unbegreiflich es nun aber auch sein mag, daß Lachmann eine so über alle Maßen stümperhafte Darstellung dem Tibull zutraut, so hat er doch ohne Zweifel, wenigstens was den zweiten Abschnitt betrifft, die Meinung unsers Dichters getroffen. Ist aber das der Fall, so ist über diese Art der Darstellung das Urtheil vorhin schon gesprochen. Jenes Urtheil ist in der That nicht zu hart. Das Hineinstecken des Hauptbegriffs in eine Parenthese ist ein

wenigstens ebenso großer Fehler, wie wenn Einführungsworte und directe Rede durch eine Parenthese auseinander gerissen werden.

Fragen wir nun endlich nach der Bedeutung des ganzen ersten Theils (v. 19—80) für unser Gedicht, so läßt sich diese nach den bisherigen Resultaten in Betreff der beiden Abschnitte, aus denen dieser Theil besteht, unmöglich ermitteln. Es läßt sich nur das erkennen, daß der Dichter etwas zum Lobe der Sibyllen sagen will. Und zwar soll der erste, der Hauptabschnitt, ein positives Lob enthalten: 'die Sibylle weissagte dem Aeneas die Gründung und Weltherrschaft Roms'. Inwiefern aber dies ein Lob für die Sibylle sein soll, ist dunkel. Der zweite Abschnitt dient dazu, den etwaigen Einwand, daß die Sibyllen doch nicht bloß günstige Weissagungen gegeben haben, abzuwehren. In welcher Weise aber diese Abwehr geschieht, ist, da der Sinn des zweiten Abschnitts zweifelhaft ist, wieder nicht bestimmt anzugeben.

So ist also die Composition des ersten Theils durch und durch ungeschickt und fehlerhaft, der Sinn des zweiten Abschnitts dunkel, der Zweck des Ganzen nur in den allgemeinsten Umrissen erkennbar. Daß unter solchen Umständen Tibull nicht der Verfasser sein kann, ist — meine ich — evident.

Der zweite Hauptheil, zu dessen Besprechung wir jetzt übergehn, schließt sich so eng an den ersten an, daß man gar keine Fuge bemerkt; in einer Weise, als ob der Dichter sich in der Mitte einer Gedankenreihe befände. An die Bitte allgemeinen Inhalts, daß Apollo die Prodigien unschädlich machen möge, wird der specielle Wunsch geknüpft, der Opferlorbeer möge durch sein Knistern ein glückliches Jahr verkünden. Der Dichter fährt dann fort (v. 83 ff.): 'sobald der Lorbeer gute Zeichen gegeben hat, freut euch, ihr Landleute: das Jahr wird eure Scheuern füllen mit Getreide, eure Fässer mit Wein; eure Heerden werden gedeihen; das Glück eurer Familien wird blühen. Dann wird die Jugend fröhliche Feste feiern ꝛc. (— v. 104).

Diese Segnungen eines glücklichen Jahres werden nach den Worten des Dichters eintreten, sobald der Lorbeer geknistert habe. Wenn nun aber dies günstige Zeichen nicht eintritt? Es ist klar — selbst Dissen räumt es ein — daß ein hypothetischer Gedanke hier unerträglich ist. Was nützt es den Landleuten, daß ihnen ein reicher Jahressegen in Aussicht gestellt wird, so lange derselbe an eine Bedingung geknüpft bleibt, die möglicherweise gar nicht in Erfüllung geht? Es war absolut nothwendig, die Segnungen, ehe sie in Aussicht gestellt wurden, von dem Bann jener Bedingung erst frei zu machen. Daß der Dichter dies versäumt hat, ist ein arger Fehler. Die ganze Schilderung des Jahressegens hat in Folge dessen gar keinen Sinn.

Nach Dissen soll laurus ubi bona signa dedit heißen 'nachdem der Lorbeer gute Zeichen gegeben hat'. Danach wäre das gewünschte Zeichen eingetreten und die Segnungen würden mit Bestimmtheit vorausgesagt werden. Die Erklärung ist jedoch falsch. Im Hauptsatz steht der Imperativ (gaudete). Die Freude der Landleute liegt also noch in der Zukunft. Da nun aber ubi nichts weiter bezeichnet, als die unmittelbare zeitliche Aufeinanderfolge zweier Facta, so liegt auch das Eintreten des Zeichens noch in der Zukunft. Das Gewöhnlichere würde ubi dederit sein; ubi dedit ist entweder ungenau oder bezeichnet die Zuversicht, mit der der Dichter das Eintreten des Zeichens erwartet: 'sobald der Lorbeer . . . gute Zeichen ge-

geben hat (sobald er es hat . . ., er wird es gewiß) . . .' (Lachmann p. 262). Mit dieser Andeutung der Zuversicht scheint Lachmann das bedingte Inaussichtstellen der Segnungen zu entschuldigen. Die Andeutung ist doch aber allzu fein, und außerdem genügt die bloße Zuversicht des Dichters doch wirklich nicht, um darauf eine ganze Reihe von Versprechungen zu bauen.

Ganz vortrefflich ist die Heinsiussche Conjectur io für ubi. Wären wir berechtigt sie aufzunehmen — was wir natürlich nicht dürfen — so würde Alles in Ordnung sein. Sie giebt uns gerade den Gedanken, der hier fehlt, und der durchaus nicht fehlen durfte, die Ankündigung nämlich, daß das gehoffte Zeichen eingetreten sei. Durch jene Aenderung würde unsere Stelle annähernd dieselbe Form erhalten, die die Schilderung einer ähnlichen Situation bei Tibull selbst (II 1. 17 ff.) hat. Wir setzen die betreffenden Verse her, um zugleich erkennen zu lassen, wie tief die Kunst unsers Dichters unter der des echten Tibull steht.

17. Di patrii, purgamus agros, purgamus agrestes:
Vos mala de nostris pellite limitibus.
— — — — — — —
25. Eventura precor: viden ut felicibus extis
Significet placidos nuntia fibra deos?
Nunc mihi fumosos veteris proferte Falernos
Consulis . . . .

Unpassend ist nun ferner außer der Form auch der Inhalt dieses Abschnitts (v. 83—104). Das Opfer, von dem hier die Rede ist, wird dem Apollo dargebracht bei Gelegenheit der Einweihung eines XVvir. Bei diesem Opfer wird um ein günstiges Zeichen gebeten; wenn das eintrete, werde das Jahr ein glückliches sein. Unter diesem Glück wird sich nun doch ein jeder ein solches vorstellen, das dem Character des Festes, an welchem das Opfer dargebracht wird, entspricht. Man wird also in einer Schilderung dieses Glücks vom Ausbleiben ungünstiger Vorbedeutungen und ungünstiger Ereignisse zu hören erwarten, vom Eintreten glücklicher Ereignisse, von Siegen nach außen, von Eintracht unter den Bürgern u. s. w. Statt dessen schildert nun der Dichter zu unserer Verwunderung das Glück eines fruchtbaren Jahres, ein Glück, das nicht den Staat, nicht das ganze Volk, sondern ausschließlich die Landleute angeht; wie er denn auch seine Aufforderung zur Freude speciell an diese richtet. Ein Glück dieser Art in Aussicht stellen hat nur bei der Feier eines Ernteopfers Sinn, mit einem Opfer aber bei Gelegenheit der Einweihung eines XVvir steht es in keinem innern Zusammenhang. Wenn der Dichter es trotzdem mit einem solchen Opfer in Verbindung bringt, so beruht das auf bloßer Willkühr.

Dissen weiß auch hier wieder Rath, den Dichter nichts Unpassendes sagen zu lassen. Er meint, vielleicht sei jährlich ein Frühlingsfest gefeiert worden zu Ehren des Apollo, und vielleicht sei Messalinus an einem solchen Fest in das Collegium der XVviri eingetreten: unter diesen Umständen aber habe dem Dichter nichts näher gelegen, als die Bitte um ein fruchtbares Jahr. Daß durch solche eigens zu diesem Zweck ersonnene und an sich ganz will-

willkührliche Hypothesen die Verbindung so heterogener Dinge nicht gerechtfertigt wird, ist offenbar. [1])

Was den Dichter veranlaßt hat, von dem Wege, den das Thema ihm vorschrieb, abzulenken und auf ein fremdartiges Gebiet sich zu begeben, ist leicht zu errathen. Es war ihm offenbar darum zu thun, idyllische Schilderungen aus dem Landleben anzubringen, und dadurch seinem Gedicht ein tibullisches Colorit zu geben. Das Landleben mit seinen sorgenfreien Beschäftigungen, seinen einfachen Sitten, seinen fröhlichen Festen ist bekanntlich ein Thema, welches so vielfach und mit solcher Vorliebe von Tibull behandelt wird, daß es für seine Gedichte gradezu als characteristisch bezeichnet werden kann. Aus diesem Grunde hat offenbar auch unser Dichter Bilder aus dem Landleben liefern zu müssen geglaubt. Daß dieselben in unserm Gedicht nicht am Platze sind, daß sie wenigstens nicht in der Weise mit dem Thema des Gedichts in Verbindung gebracht werden dürfen, wie es hier geschehen ist — denn wie an den Haaren sind sie hier herbeigezogen — kümmert ihn wenig.

Es ist noch ein anderes Thema, das den Gedichten des Tibull ihr eigenthümliches Gepräge giebt, daß der unglücklichen Liebe. Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn der Dichter sich auch an dies Thema macht. Freilich steht die Liebe womöglich noch weniger zu dem Quindecimvirat in Beziehung als das Landleben, aber über solche Bedenken setzt sich der Dichter, wie wir gesehn haben, leicht hinweg. Vermuthlich wird er auch hier zwischen den so verschiedenartigen Elementen irgend eine willkührliche Verbindung schaffen. — Er thut nicht einmal das. —

Nachdem er einmal den rechten Weg verlassen hat, ignorirt er sein Thema immer mehr. Das Jahresglück, das er von dem Knistern des Lorbeers abhängig macht, ist allerdings seiner Art nach nicht ein solches, daß es mit dem Einweihungsopfer in innerm Zusammenhang stünde, allein es ist doch immerhin ein Glück. So hat zwar der Dichter einen andern Weg betreten, aber er geht doch noch neben dem rechten Wege her. In den beiden letzten Distichen (v. 101—4) unsers Abschnitts verändert er nun aber, um zu dem Thema der Liebe hinüberzugelangen, auch die Richtung des Gedankengangs, so daß er sich von hier an mit jedem Vers weiter von seinem Thema entfernt.

Das Bild, das von dem ländlichen Fest entworfen wird, sollte mit zur Schilderung des Jahresglücks dienen. Daran denkt nun aber der Dichter nicht mehr. Als wenn jenes Bild Selbstzweck wäre, bringt er in jene beiden Disticha Züge hinein, die freilich wohl zur

---

[1]) Lachmann erkennt das Auffällige dieser Verbindung offen an. Er sagt (p. 262): 'Diese Beziehung des Opfers bei der Weihung des neuen Funfzehners auf die Fruchtbarkeit des Jahrs begnügen wir uns der Gesinnung und dem beständigen Zusammenhange der Gedanken Tibulls zuzuschreiben, der sich auch nun sogleich in ausführliche Beschreibung des Jahressegens und der ländlichen Feste verliert. Denn mit Dissen ein besonderes Frühlingsfest Apollos anzunehmen, an dem zufällig Messalinus in locum demortui cooptiert oder inauguriert worden sei, möchten wir ohne Zeugniß nicht wagen. Ja wir zweifeln ob überhaupt die Einweihung im Frühjahr gedacht werden könne 2c.'

Beschreibung des Festes passen, aber nicht zu der des Jahresglücks: 'An diesem Feste wird der Jüngling weinberauscht auf seine Geliebte Schmähungen häufen, die er ihr bald darauf, nüchtern geworden, unter Thränen und Betheuerungen abbitten wird'. Man brauchte nicht so scrupulös diesen Fehler zu moniren, wenn der Dichter nach diesen Worten wieder einlenkte und zum Thema zurückkehrte. Da dies aber nicht geschieht, so muß die Stelle bezeichnet werden, wo der Gedankengang eine andere Richtung nimmt.

Von dem Hader zwischen dem Jüngling und seiner Geliebten wird nun der Uebergang gemacht zu der Liebe, obgleich nicht diese, sondern der Wein an dem Hader Schuld ist: 'Mit deiner (Apollos) Erlaubniß mögen Bogen und Pfeile untergehn, wenn nur Amor waffenlos wird. Denn wie Manchem haben diese Waffen Leid zugefügt! Und mir besonders: schon ein Jahr lang liege ich verwundet, und ich nähre meine Krankheit, da der Schmerz selbst ein süßer ist. [1]) Immer besinge ich die Nemesis, ohne die kein Vers mir gelingt'.

Diese ganze Digression über die Liebe (v. 105—12) mit Einschluß der beiden vorhergehenden Disticha hat mit dem Thema des Gedichts auch nicht das Geringste zu thun. Aber nicht bloß fehlt jede natürliche Beziehung — die war auch beim ersten Abschnitt (v. 83—100) nicht vorhanden — der Dichter hat hier, wie gesagt, auch nicht einmal den Versuch gemacht, eine wenn auch noch so lose Verbindung herzustellen.

Um so angenehmer wird man überrascht, wenn man, nachdem der Dichter so lange planlos umhergeirrt ist, ihn endlich — und damit kommen wir zur Schlußpartie unseres Gedichts (v. 113—22) — zu seinem Thema wieder zurückkehren sieht: 'Aber du, o Nemesis, schone mich, damit ich den Messalinus feiere . . .' denn eine Rückkehr zum Thema scheinen doch diese Worte zu bezeichnen. 'Schone mich' muß jeder unwillkührlich so verstehen: 'nimm meine Gedanken und mein Lied jetzt nicht in Anspruch', und nach den Worten 'damit ich den Messa-

---

[1]) Die handschriftliche Ueberlieferung dieser Stelle ist folgende:

Et mihi praecipue. iaceo (Scaliger, die Mss. taceo) cum saucius annum
    Et faveo morbo, cum iuvat ipse dolor,
Usque cano Nemesim . . .

Vor Lachmann las man gewöhnlich:

Et mihi praecipue, iaceo cum saucius annum
    Et faveo morbo; tam iuvat ipse dolor!
Usque cano . . .

Tam für cum ist eine Conjectur Passerats. Auch tum und dum hat man für dies cum geschrieben; Heinsius vermuthete ceu iuvet für cum iuvat.

Seit Lachmann ist man allgemein zur handschriftlichen Ueberlieferung zurückgekehrt; wie aber bei dieser Fassung die Stelle zu erklären ist, um einen befriedigenden Sinn zu geben, ist mir ein Räthsel. Der Meinung des Dichters kommt man, wie mir scheint, am nächsten, wenn man schreibt:

Et mihi praecipue: iaceo iam saucius annum
    Et faveo morbo, nam iuvat (oder cum iuvet) ipse dolor.
Usque cano Nemesim . . . .

linus feiere' wird jeder erwarten, daß der Dichter fortfahren werde: 'den Messalinus, der jetzt sein Quindecimvirat antritt'.

In dieser Erwartung wird man natürlich wieder getäuscht. Die Rückkehr zum Thema ist nur eine scheinbare. Statt in der angegebenen, einzig richtigen Weise die richtig angefangene Gedankenreihe fortzusetzen, fährt der Dichter vielmehr so fort: 'damit ich den Messalinus feiere, wenn er im Triumph einherziehn wird'. Demgemäß haben denn auch die Worte 'schone mich' nicht die vorhin angenommene, sondern die unglaublich abgeschmackte Bedeutung 'quäle mich nicht zu Tode'. Der Dichter sagt also: 'aber du, o Nemesis, aus Scheu vor göttlicher Rache, sei mild gegen Apollos Begeisterten, damit ich des Messalinus Triumf . . . erlebe und mit Gesang feiere!' (J. H. Voß). So kehrt er freilich zum Messalinus wieder zurück, aber nicht zur Situation. Denn mit der Schilderung jenes Triumphs (v. 115—20) — von dessen dereinstiger Feier so bestimmt gesprochen wird, als ob sie sich ganz von selbst verstünde — und mit der Bitte an Apollo, dies Phantasiegebilde des Dichters zur Wirklichkeit werden zu lassen, schließt das Gedicht.

Wir haben oben (p. 5) die von Dissen angenommene Beziehung des Worts triumphali (v. 5) auf einen zukünftigen Triumph des Messalinus als möglich bezeichnet. Die eben besprochenen Schlußverse unsers Gedichts, auf die auch Dissen sich beruft, beweisen, daß sie möglich ist.

Wie kommt nun aber der Dichter dazu, dem Messalinus, dem Quindecimvir, einen Triumph in Aussicht zu stellen? Was hat das Quindecimvirat mit einem Triumph zu thun, oder mit dem Amt, das besonders zum Triumph Gelegenheit bot, dem Consulat? Nach Allem, was wir von dem Consulat und dem Quindecimvirat wissen, sind das zwei ganz heterogene Aemter.

Trotzdem nimmt Dissen eine innere Beziehung zwischen diesen Aemtern an: er behauptet, daß mit dem Quindecimvirat der Weg zum Consulat eröffnet gewesen sei. Er stützt sich dabei auf Liv. VI 42 und Stat. silv. I 2. 174. Die erstere dieser Stellen ist in so grober Weise mißverstanden, daß es unnütz wäre, ein Wort über sie zu sagen. Aber auch die andere Stelle ist ohne Beweiskraft. Denn wenn Statius hier vom Stella sagt:

Hunc et bissenos, sic indulgentia pergat
Praesidis Ausonii, cernas attollere fasces
Ante diem; certe iam nunc Cybellia novit
Limina et Eubricae carmen legit ille Sibyllae,

d. h. ohne rhetorische Phrase: 'dieser wird, wenn die Gunst des Domitian dieselbe bleibt, gewiß vor der Zeit auch Consul werden; wenigstens ist er jetzt schon XVvir (s. Becker-Marquardt, röm. Alterth. IV p. 341 a. 61), so bedeutet das nichts weiter als 'Stella wird voraussichtlich rasch Carriere machen; wenigstens bekleidet er jetzt schon ein angesehenes Amt. Nur in dieser allgemeinen Bedeutung ist das Quindecimvirat hier zu fassen; nicht speciell als Quindecimvirat, so daß Statius, wenn Stella irgend eine andere, gleich angesehene Stellung bekleidet hätte, ihm mit derselben Zuversichtlichkeit ein frühes Consulat hätte in Aussicht stel-

len können. Auf einen innern Zusammenhang zwischen Consulat und Quindecimvirat also kann aus dieser Stelle nicht geschlossen werden.

Unser Dichter hatte demnach — falls er nicht in ähnlicher Weise wie Statius die beiden Aemter mit einander in Verbindung bringen wollte — weder eine Veranlassung noch ein Recht, dem Quindecimvir Messalinus einen Triumph in Aussicht zu stellen. Wenn er es doch thut, so ist das dieselbe Willkühr, die sich in der Verbindung der Fruchtbarkeit des Jahrs mit dem Einweihungsopfer zeigte.

Wie der Dichter dazu kommt, dem Messalinus einen Triumph zu weissagen, liegt auf der Hand. Messalinus ist wirklich später (4 v. Chr.) nicht bloß Consul gewesen; er hat auch als Proconsul einen Triumph über die Dalmatier gefeiert. Dies hat unser Dichter nicht etwa mit prophetischem Geiste vorausgesehn, sondern, da das Gedicht offenbar nach jenem Triumph geschrieben ist, gewußt und poetisch verwerthen wollen. Denn wenn das Gedicht nicht von Tibull herrührt, so ist es undenkbar, daß es in der Zeit, wo es geschrieben sein will, auch wirklich geschrieben und abgeliefert ist. Welcher Dichter sollte sich herausgenommen haben, bei Lebzeiten des Tibull dem Messalinus ein selbstverfaßtes Carmen als ein Werk des Tibull zu überreichen? Doch damit gehn wir über die Grenzen unsrer nächsten und an dieser Stelle eigentlichen Aufgabe, einer Kritik der Composition des Gedichts, schon hinaus.

Wir sind mit dieser Kritik zu Ende. Das Ergebniß derselben ist folgendes: Das Gedicht ist hinsichtlich seiner Composition voll von Unklarheiten, Willkührlichkeiten und groben Fehlern; nur ein kleiner Abschnitt von acht Versen (v. 11—18) ist tadellos, alles Uebrige ist in irgend einer Beziehung ungenügend. Das Gedicht ist das Machwerk eines höchst mittelmäßigen Dichters und deshalb — nicht ein Werk des Tibull.

Die Zusammenstellung dessen, was im Einzelnen und anderweitig gegen die Autorschaft des Tibull spricht, müssen wir uns für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

